



Leseprobe

Bernhard Hennen
Elfenkönigin
Elfen 4 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 944

Erscheinungstermin: 08. September 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Bernhard Hennen
KINDER DER NACHT
Eine Geschichte aus der Welt der Elfen
exklusiv als E-Book



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Neuausgabe 10/2014

Copyright © 2009/2014 by Bernhard Hennen

Copyright © 2014 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, Augsburg

Umschlagillustration: Melanie Miklitza, Inkcraft, Wedel

Karten: Andreas Hancock

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31569-3

www.heyne.de

Für die Rose im Winter

*Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung
derjenigen, die die Welt nicht angeschaut haben.*

ALEXANDER VON HUMBOLDT

PROLOG

ELFENKÖNIGIN

Wahrscheinlich bin ich der einzige Elf, der beinahe von einem Schneehasen getötet worden wäre. Und die einzige Entschuldigung, die ich vorbringen kann, ist, dass ich dreizehn war und auf meinen ersten Kuss hoffte ... ich, Alvias, einst Hofmeister der Königin Emerelle.

Ich sitze hoch über den Dächern von Vahan Calyd und schärfe meinen Dolch. In zwei Stunden wird das Fest der Lichter beginnen. Das Fest, auf dem Albenmark seinen Herrscher wählt. Ich werde dort sein. Und ich werde dem Herrscher den Dolch in die Brust stoßen. Dies ist mein letzter Dienst für die Königin.

Doch kommen wir auf den Schneehasen zurück ... Ich hatte immer das Gefühl, dass er wusste, was er tat. Er wollte mich in den Tod treiben! Es war eine jener Winter Nächte, in denen geisterhaftes, grünes Licht in wogenden Bahnen über den Sternenhimmel zieht. Eine Nacht voller Verheißung und Magie. Ich war allein mit Nailyn. Sie war siebzehn und damit eine Welt von mir entfernt. Ich wusste, dass etliche junge Jäger ihr schöne Augen machten. Aber sie hatte mich erwählt in dieser Nacht, und ich war unendlich glücklich. Wir ritten über ein weites Schneefeld in den Bergen Carandamons. Die Jagdgesellschaft hatten wir weit hinter uns gelassen. Nailyn machte mir Mut. Auf jeden meiner Vorschläge war sie eingegangen. Sie wollte mit mir allein sein. Ihr langes, blondes Haar floss wie ein goldener Umhang über ihre bestickte Jagdweste. Sie trug ein Seidenhemd, so dünn, dass ihre Arme durchschim-

merten. Wie alle Normirga vermochte sie sich durch ein einziges Wort der Macht vor dem eisigen Biss des Winters zu schützen. Sie hätte nackt durch den Schnee gehen können, ohne zu frieren.

Ihre Hose und Stiefel waren so eng wie eine zweite Haut. Sie wusste, wie man Blicke fing! Ich hingegen war in allem unerfahren. Ich wusste mich nicht einmal richtig vor der Kälte zu schützen. Irgendetwas machte ich falsch, wenn ich das Wort der Macht flüsterte. Entweder war mir zu heiß, oder die Kälte fraß sich unvermindert in meine Glieder. Nur bei Nailyn schien ich alles richtig gemacht zu haben. Sie übersah mein Ungeschick. Und ich, ich starrte sie immerzu nur an.

So wäre ich fast aus dem Sattel gestürzt, als mein Hengst Sternenaug einen Schneehasen aufscheuchte. Der Hase hatte sich flach in eine Mulde geduckt und bis zum letzten Augenblick gewartet, bis er das Weite suchte. Meinen Hengst erschreckte er so sehr, dass er stieg und mich fast abgeworfen hätte. Nailyn lachte. Dann sagte sie jene verhängnisvollen Worte, die mein ganzes Leben verändern sollten. »Fang mir den Hasen. Ich will ihn auf dem Arm halten. Dein Lohn soll ein Kuss sein!«

Mein Hengst war schneller als der Hase, und ohne aufschneiden zu wollen, ich war viel geschickter. Das Einzige, was er besser konnte als wir beide, war Haken zu schlagen. Und er kannte die verschneite Ebene besser. Er wusste, was sich unter dem Schnee verbarg. Ich jagte tief aus dem Sattel gebeugt dahin. Nie hatte ich mich so großartig gefühlt. Zweimal bekam ich ihn fast zu packen. Meine Fingerspitzen berührten ihn schon, da öffnete sich der Abgrund. Eine Felsspalte, unter dem Schnee verborgen. Es ging alles so schnell. Gerade jauchzte ich noch vor übermütiger Freude und dann ... Dann kam der Schmerz. Durchdringend. Sternenaug lag neben mir. Der Glanz seiner Augen, der ihm den Namen gegeben hatte, verblasste. Sein Körper erbebt. Ein letztes Aufbäumen des geschun-

denen Fleisches. Seiner Kehle entrang sich ein Laut, den Worte nicht beschreiben können. Vielleicht weil ich mich nicht durch Worte von meiner Schuld befreien darf. Auch jetzt, nach all den Jahrhunderten, klingt er mir immer noch im Ohr, wenn ich an diese Nacht zurückdenke. So voller Qual war er.

Überall um mich herum waren scharfkantige Felsen. Und der Schnee, der mit uns hinabgestürzt war. Ich konnte mich nicht bewegen; all meine Glieder schmerzten. Mein linkes Bein war verdreht. Ich wagte nur einen Blick. Dann schaufelte ich Schnee auf das Bein, um es nicht mehr zu sehen ... den Knochen, der durch die zerrissene Hose ragte, und all das Blut.

Hoch über mir, umwoben vom grünen Licht der Winternacht, erschien das Antlitz, das ich so sehr verehrte. Nailyn wirkte blass. Sie zu sehen, gab mir die Kraft, meine Tränen zurückzuhalten. Sie würde mich retten.

»Alvias?«

»Ich lebe«, stieß ich hervor.

»Ich hole Hilfe!« Mit diesen Worten war sie verschwunden. Keine Frage, ob ich verletzt war. Kein Versuch, zu mir hinabzusteigen, um mir zu helfen. Ich hörte ihre Schritte im Schnee und konnte meine Tränen nicht länger beherrschen. Natürlich war der Schmerz in meinem Bein unvergleichlich schlimmer, aber die Wunde, die sie meinem Herzen zufügte, habe ich bis heute nicht vergessen.

Ich weiß nicht, wie lange ich in der Spalte lag. Ich sah zu, wie mein Blut den Schnee rot färbte. Dann und wann warf ich neuen Schnee darauf, doch das Weiß blieb nicht lange unbefleckt. Keinen vernünftigen Gedanken konnte ich fassen. Ich hatte einen Gürtel. Ich hätte mein Bein abbinden sollen. Stattdessen sah ich zu, wie meine Tränen, wenn sie auf den Fels fielen, langsam zu Eisperlen erstarrten.

Melodramatisch, wie nur Dreizehnjährige es können, malte ich mir meinen Tod aus. Wer alles um mich weinen

würde. Wer mich vermissen würde ... Und dann kam sie. Die andere. Ihr Gesicht erschien über der Spalte, als sei es aus dem Himmel gewachsen. Ich hatte keinen Laut gehört. Sie war plötzlich da. Einen Herzschlag blickte sie mich an. Dann sprang sie zu mir herab, ohne sich von den scharfkantigen Felsen schrecken zu lassen.

»Ich bringe dich hier heraus.« Sie sagte das so selbstbewusst, wie nur Fürsten und Könige sprechen. Damals wusste ich nicht, wer sie war.

Ich staunte sie an, vom Blutverlust benommen. Sie trug ein Jagdkostüm aus grauem Leder mit weißem Pelzbesatz und Silberstickereien. Ihr dunkelblondes Haar fiel in Wellen auf ihre Schultern. Ihre Lippen waren vom dunklen Rot reifer Himbeeren. Die Augen hellbraun und voller Mitgefühl. Sie hatte ein schmales Gesicht und ein Lächeln, das einem das Herz schneller schlagen ließ. Behutsam schob sie den Schnee zur Seite, den ich auf mein Bein gehäuft hatte. Ich sah zu, wie sie das Grauen freilegte. Mein zersplittertes Schienbein, das aus dem Fleisch ragte.

»Es wird jetzt wehtun.«

Sie tat nichts, um mir Mut zu machen oder mich abzulenken. Und »wehtun« drückt nicht annähernd das Gefühl aus, das mich durchfuhr, als sie den gebrochenen Knochen durch das zerfetzte Fleisch drückte. Ich schrie wie nie wieder in meinem Leben. Und versuchte, mich ihrem Griff zu entwinden. Aber sie war unglaublich stark, obwohl sie von zierlicher Gestalt war und kaum größer als ich.

In ihren Augen standen Tränen. Als ich das sah, verstummte ich. Sie teilte meinen Schmerz, so viel wusste ich auch damals schon über die Kunst der Heilzauber. Wärme floss durch mein Bein und all meine Glieder. Mir wurde schwindelig.

Als ich erwachte, hatte sie mich aus der Spalte geholt. Ich habe nie erfahren, wie ihr das gelungen war. Sie setzte mich auf ihre Stute und führte das Pferd am Zügel den Bergen entgegen. Und in mir wuchs die Furcht vor meinen

Eltern. Sie blieb bei mir, bis zuletzt. Sie lobte meinen Mut und meine männliche Härte. Ja, das waren ihre Worte! Und so hatte sie mich zum zweiten Mal an einem Tag gerettet.

Erst als sie fort war, erfuhr ich, wer mich aus der Gletscherspalte geholt hatte. Emerelle, die Königin Albenmarks.

Sieben Jahre später sah ich sie das nächste Mal, an einem Ort, der unterschiedlicher nicht hätte sein können. Und ich gestehe, sie war mir in all den Jahren nicht aus dem Sinn gegangen, und ich kam um ihretwillen. Es war zum Fest der Lichter in Vahan Calyd, jenem verwunschenen Ort an der Mangrovenküste des Waldmeers, der nur alle achtundzwanzig Jahre aus seinem ewigen Schlaf erwacht. Vahan Calyd ist eine Stadt, in der alle danach trachten, sich von ihrer prunkvollsten Seite zu zeigen, denn hier entscheiden die Fürsten Albenmarks, wer die Krone für die nächsten achtundzwanzig Jahre tragen wird. Alle großen Elfensippen haben hier Palasttürme erbaut, überladen mit Friesen und Statuenschmuck. Und auch all die anderen Völker Albenmarks wollen dahinter nicht zurückstehen, so unterschiedlich ihre Auffassungen von Pracht auch sind. So findet man an manchen Fassaden Seidenkokons, groß wie Äpfel, in denen sich Blütenfenester verbergen. Die Lamassu behaupten jedes Jahr aufs Neue, einen Palast aus Wind erschaffen zu haben, doch außer ihnen vermag ihn niemand zu sehen. Von außen eher bescheiden und doch von Geheimnissen umrankt, ist der Turm der Mondbleichen Blüten, den die Apsaras über einer Meeresgrotte errichtet haben. Der Palast der tausend Banner hingegen entsteht zu jedem Fest neu. Minotauren errichten ihn aus bunten Stoffbahnen und rammen Hunderte, mit vergoldeten Schnitzereien geschmückte Zeltpfosten in die Erde, von denen ihre Banner wehen.

Alles hier war fremd für mich, der ich aus einem Land kam, das vom Weiß des Schnees beherrscht wird. Hier

wurde mein Auge bei jedem Herzschlag von neuen, nie gesehenen Farben bestürmt. Alle Sinne wurden belagert! Die Völkerscharen Albenmarks versammeln sich zum Feste, und sie brachten ihre Düfte mit, von Fladenbrotten, über einer Glut aus Pferdeäpfeln gebacken, bis hin zu frisch gekochten Krabben, Reisbrei, Thymian, Safran und roten Pfeffer. Dazu der Duft verfaulender Mangos aus den Gärten und der Odem des Dschungels, der die Stadt einschloss. Und inmitten von all dem: Emerelle. Stets ist sie es, die zur Königin gewählt wird. Und nie verläuft die Wahl ohne verborgene Kämpfe. So oft habe ich dem Fest der Lichter inzwischen beigewohnt. Und nicht einmal verging der Tag danach ohne Leichenfunde. Stumme Zeugen der Intrigen um den Thron. Zu meinen Pflichten gehörte es später, sie beerdigen zu lassen und alle Fragen zu erstickten.

Doch davon, was kommen sollte, ahnte ich nichts auf meinem ersten Fest der Lichter. Ich gehörte zu den Gästen in Emerelles Palast. Und ich sah zu, als sie in einem Pavillon, hoch im Geäst des alten Lotosblütenbaums, ihr Schmetterlingsgewand anlegte. Ein Kleid der schillernen Farben aus unzähligen lebenden Schmetterlingen, die sich auf der Herrscherin niederließen. Dann ließ sich Emerelle auf einer Sänfte, die von fünfzig Kentauren getragen wurde, zum Hafen bringen, wo inmitten eines Meeres aus Schiffsmasten jene Prunkbarkasse lag, auf der die Königswahl stattfand. Majestätisch und von Jubel bestürmt, stand sie über den Massen auf ihrer Sänfte. Sie wurde mit Blumen beworfen und kostbarem Geschmeide. Und man hob Kinder zu ihr empor, damit sie ihnen über die Köpfe streichen konnte, denn es bringt Glück, von Emerelle berührt zu werden.

An jenem Tag entschied ich, künftig meiner Retterin zu dienen. Und über die Jahre stieg ich auf zu ihrem Hofmeister. Ich war bei ihr in Tagen von Ruhm und Leid. War an ihrer Seite, als sie an der Spitze ihrer Ritter die Höhlen-

festung Mordstein erstürmte, reiste in ferne Städte als ihr Gesandter und wurde tief in die Intrigen der Krönungsfeste verstrickt.

Manche nennen sie die Königin der tausend Gesichter. Sie konnte die strahlende, gütige Herrscherin sein. Sie war Kriegerin und Zauberin. Sie war die höchste Richterin. Und sie war einsam. Seit sie die Krone nahm, hatte sie sich keinen Gefährten mehr erwählt. Die Sorge um Albenmark bestimmte ihr Leben. Sie opferte sich im Kampf um unser aller Zukunft. Wenn sie nachts allein im Thronsaal über die Silberschale gebeugt stand, die ihr die Zukunft zu zeigen vermochte, dann zeichnete Schrecken ihr Gesicht. Ich weiß nicht, was sie dort sah. Aber sie kämpfte dagegen an, an jedem Tag ihrer Herrschaft.

Sie haben ihr Werk zerstört, die Trolle! Vor siebenundzwanzig Jahren und sechs Monden kehrten sie zurück. Sie waren in die Welt der Menschen verbannt gewesen, doch fanden sie einen Weg zurück. Sie überfielen Vahan Calyd während des Festes der Lichter. Und sie begannen damit, all das Schöne auf der Welt zu zerstören. Emerelle musste flüchten, aber sie stemmte sich gegen die Heerscharen ihrer Feinde. Manchmal nur von Ollowain, ihrem Schwertmeister, geschützt. Als sie auch ihn verlor, begann der Niedergang. Ich weiß nicht, was genau die Trolle ihm angetan haben. Er war bei ihnen an dem Tag, an dem Emerelles Herrschaft endete. Er schien nicht bei Sinnen zu sein! Es heißt, sie hätten Ollowains Verstand getötet, aber seinen Körper erhalten. Sie haben ihn gezwungen, auf der Shalyn Falah, der weißen Brücke, zum Duell gegen Emerelle anzutreten. Das war der Tag, an dem ihr das Herz brach. Sie legte Schwert und Krone nieder, statt gegen den Mann zu kämpfen, dem schon lange heimlich ihr Herz gehört hatte. So wurde der Troll Gilmarak zum Herrscher über Albenmark.

Die Seele eines Elfen ist unsterblich, bis sie letztlich ins Mondlicht geht. Wenn wir wiedergeboren werden, dann

ist unsere Seele alt, aber die Erinnerung an unsere früheren Leben ist verloren. So sind wir frei.

Emerelle hat Ollowain mit sich genommen, als sie verschwand. Ich habe sie gesucht. Und ich weiß, dass auch Meuchler sie gesucht haben, denn die Trolle fürchten sie noch immer. Sie ist verloren. Ich ahne, ihre Feinde haben sie vor mir gefunden. Heute feiert Vahan Calyd das Fest der Lichter. Ihr Fest!

Mein Dolch ist geschärft. Ich bin ein Fürst. Sie haben mich ausgewählt, an der Königswahl teilzunehmen. Mich! Welch ein Hohn. Aber ich werde dort sein. Nur so kann ich Gilmarak nahe genug kommen, um Emerelle zu rächen.

FAST ZWÖLF JAHRE ZUVOR

AM HORIZONT

»Was siehst du am Horizont?«

Die Königin hatte wieder diesen entrückten Blick. Eine Ewigkeit war vergangen, seit er für sie gestorben war, auch wenn für ihn erst wenige Wochen verstrichen zu sein schienen. Falrach hatte eine ganz andere Emerelle gekannt. Neben ihm stand eine Fremde. Er durfte sie nicht einmal bei ihrem Namen nennen, dem letzten Wort, das in seinem vergangenen Leben über seine Lippen gekommen war. Sie gab sich als Nandalee aus. Dies war der Name ihrer Mutter gewesen.

»Die Zukunft.« Emerelles Antwort kam spät. Falrach hatte nicht mehr damit gerechnet, dass sie noch etwas sagen würde.

Er blickte über die verschneiten Hügel. Es war windstill und so kalt, dass seine Haut an dem silbernen Knauf seines Schwertes festkleben würde, sollte er es unvorsichtigerweise mit bloßer Hand berühren.

Hinter den Hügeln am Horizont stand Rauch wie die Wolken eines heraufziehenden Unwetters am Nachthimmel. Der Glanz der Sterne, der vom frisch gefallenen Schnee in den Nachthimmel zurückgeworfen wurde, wob ein magisches Licht. Die Rauchwolke störte die Harmonie dieses Zaubers. Dicht und bedrückend hing sie tief am Himmel und schimmerte rotorange, in der Farbe frisch vergossenen Drachenblutes. Es war der Widerschein der Essen von Feylanviek.

Makarios stapfte unruhig mit den Hufen. Sie hatten den Viehtrieb des Kentaurenfürsten begleitet. Ihr Lohn waren zwei alte Pferde gewesen. Falrach mochte sie nicht, aber Emerelle hatte es geschätzt, nicht länger zu Fuß gehen zu müssen.

»Ihr solltet der Stadt nicht näher kommen«, warnte der Kentaure. »Das Leben eines Elfen ist dort keinen Büffelfurz wert.«

»Warum?« Sie kannte die Geschichten über Feylanviek. Und Makarios wusste das.

Kentauren waren nicht dafür berühmt, ihre Gefühle zu beherrschen. Allerdings hatten die meisten von ihnen großen Respekt vor Elfen. An Makarios Schläfe schwoll eine Ader so sehr an, dass man das Blut darin pochen sehen konnte. »Du weißt um den Fürsten Shandral, edle Dame. Und du weißt, wie sehr die Kobolde in der Stadt unter seinen Grausamkeiten gelitten haben. Ein Elf sollte dort nicht hingehen.«

»Eben weil sie so sehr gelitten haben, muss ich gehen.«

Der Kentaure schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Ich glaub es nicht! Wie deutlich muss ich es noch sagen, Nandalee. Die werden mit deinem kleinen Elfenarsch Dinge anstellen, die du dir nicht einmal im Entferntesten ...«

Falrach trat vor den Kentauren. Er konnte nicht zulassen, dass dieser so mit der Königin sprach. Auch wenn der Kentaure keine Ahnung hatte, wer wirklich vor ihm stand. »Das genügt.« Er sagte das leise, und seine Augen fingen den Blick des Kentauren.

Makarios' Unterlippe zitterte vor Wut. Eiskristalle funkelten in seinem struppigen blonden Bart. Lange maßen sie einander mit Blicken. Endlich seufzte der Steppenfürst. »Elfen tun immer, was sie für richtig halten, nicht wahr? Selbst jetzt noch, nach all dem, was geschehen ist.« Seine Wut war verraucht. Er klang enttäuscht. Sie würden ihn nach dieser Nacht wahrscheinlich nie mehr wiedersehen, dachte Falrach.

»Du irrst dich, Makarios. Elfen *wissen*, was richtig ist.«

Falrach zuckte innerlich zusammen, als die Königin sprach. Früher war sie taktvoller gewesen.

Der Kentaur schnaubte wie ein zorniger Bulle. »Das habe ich gesehen. Ich war am Mordstein, als deinesgleichen Feuer vom Himmel regnen ließen. Ihr habt die Schlacht gewonnen, aber ihr habt die Trolle nicht besiegt. Wie konnte das geschehen? War das der Plan? Mein Bruder ist damals gestorben. War das der Plan?« Die letzten Worte hatte er förmlich hinausgeschrien.

»Frag Ollowain. Er war der Heerführer an jenem Tag.«

Der Kentaur ballte die Fäuste. »Der Schwertmeister war der anständigste Elf, der jemals gelebt hat. Du wirst seinen Namen nicht in den Schmutz ziehen, du ...«

»Du hast Ollowain gekannt?« Der Tonfall, in dem Emerelle fragte, versetzte Falrach einen Stich. In ihrer Stimme schwang mehr mit als nur allgemeines Interesse an einem geschätzten Freund.

»Nicht gekannt ...« Die Frage brachte Makarios offensichtlich durcheinander. »Aber ich habe ihn gesehen, von Ferne. Als er das Heer vor Feylanviek gesammelt hat. In meinem Volk gibt es viele Lieder über ihn.« Er bedachte sie beide mit einem vernichtenden Blick. »Und Kentauren singen nicht oft über Elfen.«

»Und doch kamt ihr, als die Königin Emerelle euch zu den Waffen gerufen hat.«

Er lachte bitter auf. »Natürlich! Schließlich mussten die Trolle auf ihrem Weg zur Elfenkönigin zuerst durch unser Land.« Seine Schultern sanken herab. Plötzlich sah er um Jahre gealtert aus. »Wir hätten davonlaufen sollen. Meine Brüder und Freunde sind auf den Schlachtfeldern des Grasmeers zum Rabenfraß geworden. Der Grabhügel meiner Ahnen ist geschändet. Man hat ihn zum Schlachthaus gemacht. Die über Jahrhunderte wohl verwahrten Leichname der Fürsten meines Volkes füllten Trollmägen. Die Lutin, mit denen uns Kentauren ein Pakt verband, so alt

wie die Steppe ... diese Lutin haben uns verkauft. Haben den Zauber, der meine Ahnen vor dem fauligen Atem der Zeit bewahrte, missbraucht, um die Grabhügel mit Büffelfleisch zu füllen. Sie haben unsere heiligsten Stätten heimlich zu den Vorratslagern des Trollfeldzugs gemacht. Sie ...« Er ballte in hilfloser Wut die Fäuste.

»Und doch treibst du Handel mit den Trollen«, stellte Emerelle unerbittlich fest.

»Was soll ich tun?«, fauchte der Kentaur. »Die Meinen brauchen Salz. Und Eisen für Waffen, mit denen wir die Trolle eines Tages vertreiben werden.«

»Wirst du, nach all dem, was du verloren hast, kommen, wenn die Elfen noch einmal zum Kampf rufen?«

»Um die Trolle zu vertreiben? Lieber heute als morgen. Aber die Elfen sind besiegt. Eure Königin hat einfach aufgegeben. Alle im Stich gelassen, die an sie geglaubt haben. Ohne sie sind die Elfen zu uneins. Sie sind verrückt. So wie du. Du solltest nicht nach Feylanviek gehen. Dort spielt man deinesgleichen übel mit. Du solltest dein Schicksal nicht unnötig herausfordern, Nandalee.«

Die Worte waren Falrach aus dem Herzen gesprochen, aber er wusste, dass Emerelle sie einfach abtun würde. Sie wollte sich der Gefahr ausliefern, warum auch immer. Für den Kampf, in dem er einst gestorben war, hatte es einen guten Grund gegeben. Aber das hier ... Wem wollte sie etwas beweisen? Sie blickte wieder zum Horizont. Dorthin, wo die Feuer Feylanvieks die Wolkenränder in die Farbe von Drachenblut tauchten.

»Unsere Wege trennen sich hier«, sagte Makarios, der es augenscheinlich müde geworden war, Emerelle von ihrer Entscheidung abbringen zu wollen. »Ich wünsche euch beiden Glück. Ihr werdet es gewiss brauchen. Wenn ihr Ärger bekommt, erwartet nichts von mir. Ich werde sagen, dass ich euch nicht kenne.«

»Ich weiß, du brauchst Salz.«

Der Kentaur schnitt eine Grimasse, als habe man ihm

einen Dolch zwischen die Rippen gestoßen. Er sah zu Emerelle zurück, doch diese würdigte ihn keines Blickes. »Du solltest nicht mit ihr gehen«, flüsterte er Falrach zu. »Sie ist unerbittlich. Solche Frauen ziehen Unheil an.«

»Ich kann nicht anders«, entgegnete er dem Kentauren. »Ich ...«

»Ja, ich sehe schon, dass es kein Eid ist, der dich an sie bindet. Es ist schlimmer. Gib acht auf dich. Die dümmsten Dinge, die wir Männer tun, sind jene Dinge, die wir aus Liebe zu einer Frau tun. Wenn du alt wirst ...« Er runzelte die Stirn. »Nein, du wirst es nie verstehen. Denn du wirst nicht alt werden, wenn du ihr folgst. Diese Elfe ist dein Tod. Komm mit mir!«

EIN PFERDETRITT

Obwohl die Straßen Feylanvieks so belebt waren, dass man nur langsam vorankam, war kein einziger Elf zu sehen. Emerelle drehte sich im Sattel und blickte zu der Schmiede, die auf einer steinernen Brücke mitten im Fluss lag. Sie hatte von diesem Ort gehört. Hier hatte Shandral seine grausamen Exzesse an den Kindern Albenmarks betrieben. Sie hätte ihm Einhalt gebieten müssen. Vielleicht wäre dann alles ganz anders gekommen.

Die große Schmiede war niedergebrannt, das Dach eingestürzt. Ein paar rußgeschwärzte Steine waren alles, was von den Wänden übrig geblieben war. Ein Großteil des hölzernen Räderwerks, das die pferdekopfgroßen Schmiedehämmer betrieben hatte, schien auf wundersame Weise die Feuersbrunst überstanden zu haben. Auch eines der drei großen Wasserräder, die unter den Brückenbögen in

die Fluten eines Seitenarms des Mika eintauchten, war augenscheinlich noch intakt.

Neben einem der mächtigen Ambosse stand ein Troll und beobachtete sie misstrauisch. Trotz der großen Kälte trug er nur einen Lendenschurz. Er stützte sich auf einen mannshohen Streitkolben, der mit schwarz glänzenden Obsidiansplittern besetzt war. Vulkanglas aus der Snaiwamark. Obwohl sie mächtige Krieger waren, mieden die Trolle jegliches Metall. All ihre Rüstungen und Waffen waren allein aus Holz, Stein und Leder gefertigt. Wulstige Narben zogen sich von der Stirn bis zu den Wangen hinab. Einen merkwürdigen Geschmack für Ästhetik hatten die Trolle. Das waren keine Kampfverletzungen, sondern Schmuck. So auszusehen, ehrte einen Kämpfer.

Die Königin ließ den Blick über die Häuser am Ufer schweifen. Dort standen Fachwerkbauten aus Lehm, Weidengeflecht und mit üppigen Schnitzereien verzierte Balken. Grellbunte hölzerne Schilder hingen an rostigen Eisenarmen und priesen die Güter der Handwerkssippen, die sich entlang des Flussarms niedergelassen hatten. Robbenfellmäntel, Bernsteinschnitzereien, Silberschmuck und dickwandige Tontöpfe in jeder Größe, die vollmundig als härter denn ein Trollschädel gepriesen wurden. Dabei war jedes der Häuser in einer anderen Farbe gehalten. Gelb-, Rot- und Türkistöne waren vorherrschend. Aber man sah auch Lindgrün und vereinzelt ein Knochenweiß. Sie alle hatten gemein, dass Schmutzschlieren über die Wände liefen und den üppigen Farben den Glanz nahmen. Erker wucherten wie geometrische Geschwüre aus den windschiefen Wänden.

Keines der Häuser war in einem einheitlichen Baustil gehalten. Selten sah man zwei gleich große Fenster, und auch die Etagen hatten sehr unterschiedliche Höhen. Scheuengroße Eingangstüren lagen unter winzigen Balkonen mit Geländern aus vergoldetem Schmiedewerk. Alle Giebel schnitten in spitzen Winkeln in den rauchverhangenen Himmel. So boten sie dem Schnee nur wenig Halt, der in den

langen Wintermonden so reichlich fiel, dass viele der kleineren Häuser eine zweite Haustür im Dachgiebel besaßen.

Falrach ritt mit ausdrucksloser Miene an ihrer Seite. Seit gestern Abend hatte er keine Fragen mehr über den Sinn dieses Ausflugs gestellt. Er hielt ihn für eine Laune und für äußerst gefährlich. Sie wusste, dass er so dachte, obwohl er für sie Partei ergriffen hatte. Seine Liebe machte ihn bedingungslos loyal. Es war seltsam, Ollowain vor Augen zu haben und mit Falrach zu sprechen. Der Schwertmeister hätte ihr sehr deutlich gesagt, was er davon hielt, zu zweit in eine mutmaßlich feindlich gesonnene Stadt zu reiten. Aber auch er wäre bei jeder Torheit an ihrer Seite geblieben. In manchen Dingen waren sich die beiden sehr ähnlich, auch wenn sie grundverschiedene Beweggründe für ihr Handeln hatten. Ollowain hatte sie nicht geliebt. Er vermochte den Verlust Lyndwyns nicht zu verwinden. Sie war eine begabte Magierin gewesen, doch von zweifelhafter Vertrauenswürdigkeit wie alle Elfenadligen aus dem Fürstenhaus von Arkadien. Lyndwyn war bei den Kämpfen um die Felsenburg Phylangan gefallen.

Emerelle zog an den Zügeln. Ihr Grauer verharrte. So viele Tote hatte es gegeben! Und doch hatten die Trolle zuletzt den Thron Albenmarks gewonnen. Alle Kämpfe waren vergebens gewesen. So schien es zumindest ...

Sie blickte hinab auf den zugefrorenen Kanal. Das Eis hielt die Frachtkähne gefangen. Bunt bemalte Boote mit Augen, die hoch im Rumpf über das Wasser wachten. Farbe blätterte an manchen Stellen ab und legte tiefere Schichten frei. Blau, das auf Rot gemalt war. Schmutziges Weiß über Flaschengrün.

Alles, was einmal Ollowain gewesen war, war abgeblättert. Die Seele Falrachs, jenes Mannes, den sie einst geliebt hatte, war wieder freigelegt. Wie war es für ihn zurückzukehren? In seinem Empfinden war wohl nur ein Augenblick vergangen, seit der sengende Drachenatem sein Leben ausgelöscht hatte. Für sie hingegen unzählige Jahrhunderte.

Wie viele Schichten neuer Farbe lagen über der Emerelle, die er einmal gekannt hatte? Gab es einen Weg zurück zu ihr? Schimmerte noch etwas hindurch, so wie bei den alten Booten, die der Fluss in eisigem Griff gefangen hielt?

Sie hatte ihren Thron verloren. Sie war heimatlos. Eine fahrende Ritterin, so wie damals, als sie Falrach zum ersten Mal begegnet war. Doch damals hatte sie eine Aufgabe gehabt. Ein Ziel, für das sie alles geopfert hätte. In den Wochen, die verstrichen waren, seit ihr Thron verloren war, hatte sie sich einfach treiben lassen. Emerelle wusste nicht, welches neue Ziel sie ihrem Leben geben sollte. Sie lächelte melancholisch. Immerhin wusste sie, was sie nicht wollte. Nie wieder würde sie in den Thronsaal Burg Elfenlichts zurückkehren. Nie wieder die Last der Krone tragen!

Sie sah hinab auf das Eis. An manchen Stellen hatten sich scharf gezackte Schollen übereinandergeschoben und türmten sich zu flachen Tafelbergen. Ruß und allerlei Unrat sprenkelte das Weiß. In der Mitte, wo die Strömung des Kanals am stärksten war, schien das Eis nur dünn zu sein. Man konnte das dunkle Wasser hindurchschimmern sehen.

Verstohlen blickte die Königin zu ihrem Begleiter. Ollowain hatte sich Lyndwyn gegenüber nach ihrem Tod wohl bis ans Ende aller Zeiten schuldig gefühlt. Hatte er sie wirklich geliebt? Oder war es allein diese Schuld, die ihn an Lyndwyn gebunden hatte? Sie würde es nie mehr erfahren.

Emerelle wusste nicht, was genau mit ihrem Schwertmeister nach der Schlacht am Mordstein geschehen war, aber die Persönlichkeit Ollowains hatte sich vollständig aufgelöst. Wahrscheinlich war er das Opfer eines heimtückischen Zaubers geworden, während er der Sklave der Lutin gewesen war. Er war wie ein Stück Pergament, das gründlich mit einer feinen Klinge abgeschabt worden war. Die Geschichte seines jahrhundertlangen Lebens war vollständig ausgelöscht. Zurück blieb allein ein leeres Blatt.

So hatte Falrach von Ollowains Leib Besitz ergreifen können. Er war eine frühere Inkarnation der Seele des

Schwertmeisters, der wohl berühmteste Feldherr der Elfen. Ein genialer Taktiker, ein Spieler und Frauenheld, ein wahrer Blender. Ihre erste Liebe.

Falrach hatte im Drachenkrieg sein Leben gegeben, um sie zu retten. Jahrhundertlang hatte sie um ihn geweint. Jede Inkarnation seiner Seele hatte sie aufgespürt. Lange hatte sie geglaubt, ihre Trauer und ihr Schmerz würden niemals enden. Wohl verborgen hinter der Maske der kühlen Herrscherin aber waren sie stets nahe gewesen. Doch mit der Zeit waren diese Gefühle zu eitlen Beharren geworden.

Zeit, die Granitgebirge zu flachen Ebenen schleifte. Zeit war die Herrin von allem. Selbst die Liebe und ihr selbstsüchtiger Schmerz unterwarfen sich ihr. Sie hatte Falrach nicht vergessen, doch ohne es zu wollen, hatte sie sich in Ollowain verliebt. Ihren Schwertmeister, den selbstlosen Ritter, der seine Ideale nie den Kompromissen unterworfen hatte, die die komplexe Dialektik der Herrschaft ihr aufzwang. Als sie einander zum letzten Mal begegnet waren, hatten sie heftig gestritten. Er hatte sie in eine ausweglose Lage gebracht. Sie hatte ihn in die Bibliothek von Iskendria geschickt, um nach verschollenem Wissen zu forschen. Dabei begleitete ihn die Lutin Ganda. Eben diese Lutin war es, die ein Buch stahl, das einst von Meliander verfasst worden war. Der kluge, zärtliche Meliander. Noch ein Opfer der Zeit, dachte Emerelle traurig. Ihr Bruder war um so vieles empfindsamer gewesen als sie. Er hatte sich einst selbst entleibt, um seinen Weltschmerz zu beenden. Melancholie löschte sein Leben, das nach Jahrhunderten zählte.

Wer die Bibliothek von Iskendria betrat, wurde darüber unterrichtet, dass das schwerste aller Verbrechen am dortigen Ort darin bestand, einen Text zu stehlen oder zu vernichten. Ein Verbrechen, das stets mit der Todesstrafe gesühnt wurde. Emerelle war sich ganz sicher, dass Ollowain nicht das Buch Melianders gestohlen hatte. Gewiss war es die Lutin Ganda gewesen. Aber der Schwertmeister

hatte alle Schuld auf sich genommen und darauf bestanden, dass Ganda unschuldig sei.

Was zählte eine Königin, die sich über die Gesetze stellte? Was zählten Gesetze, wenn sie nicht für jeden gleich waren?

Sie hatte es nicht fertiggebracht, ein ehrenvolles Leben mit einer Hinrichtung im Hof ihrer Burg zu beenden. Zugleich war sie zornig darüber gewesen, dass Ollowain offensichtlich darauf vertraut hatte, sein Rang und ihre Liebe würden ihn vor der Strafe schützen. Sie hatte ihn in die Schlacht gegen die Trolle geschickt und befohlen, nicht lebend zurückzukehren. Und er hatte gehorcht, wie immer. Sie würde wohl niemals erfahren, was genau danach geschehen war. Ollowain gab es nicht mehr. Der Bote, der ihren Befehl widerrufen sollte, hatte ihn nicht mehr erreicht. Niemand würde je wieder Ollowain erreichen, dachte sie bitter.

»Nandalee.«

Es dauerte zwei Herzschläge, bis Emerelle begriff, dass sie gemeint war.

»Ich denke, die sind unseretwegen hier«, sagte Falrach leise.

Die Königin folgte seinem Blick. Drei Trolle und eine ganze Schar Kobolde mit roten Mützen kam die Straße entlang auf sie zu. Ihr Anführer, ein Kerl in hohen Schaftstiefeln, deutete mit seinem Säbel, der kaum so groß wie ein Brotmesser war, in ihre Richtung. »Nehmt die Feinde des Volkes fest.«

Die Trolle gehorchten dem Befehl, doch die Kobolde, die mit Speißen und Heugabeln mehr schlecht als recht bewaffnet waren, zögerten.

»Jetzt ist der Zeitpunkt, auf Makarios' Rat zu hören.« Falrach zog sein Pferd um den Zügel.

»Ich bleibe«, sagte Emerelle entschieden. Sie wollte wissen, was geschehen würde. Deshalb war sie hierher gekommen. »Wir haben nichts Unrechtes getan.«

»Manchmal reicht das nicht. Komm!«

Die Königin strich ihrem Grauen über den Hals. Der Hengst stampfte unruhig mit den unbeschlagenen Hufen. Die Trolle machten ihm Angst. Sie waren nur noch wenige Schritt weit entfernt.

Falrach griff nach ihren Zügel. »Sei nicht so verdammt halsstarrig.«

Ein Stück hinter ihnen wurde ein Heuwagen quer über die Straße geschoben. Jetzt war jeder Fluchtweg versperrt. Falrach hörte das Knirschen der eisenbeschlagenen Karrenräder auf dem Pflaster. Er drehte sich um und fluchte. Mit Elfenpferden hätten sie hinab auf das schmutzige Eis des Kanals springen können. Aber die struppigen, kleinen Steppenpferde der Kentauren würden durch die Eiskruste brechen und elendig im Kanal ersaufen. Es gab keinen Ausweg mehr.

Ein Troll packte in die Mähne ihres Hengstes. Der Graue stieß ein schrilles Wiehern aus. Er versuchte zu steigen, doch gegen den eisernen Griff des Trollkriegers kam er nicht an. Obwohl Emerelle im Sattel saß, überragte sie der Troll um mehr als Haupteslänge. Der Krieger sah sie misstrauisch an. »Leg deine Hand ans Schwert, und ich mach dich tot«, stieß er hervor und schien dabei ganz selbstverständlich davon auszugehen, dass sie ihn verstand.

Der Hengst keilte aus. Ein Huf traf den Troll am Knie. Er grunzte und schlug dem Grauen den Ellenbogen gegen den Kopf. Der plötzliche Schlag riss den Hengst zu Boden. Emerelle war mit einem Satz aus dem Sattel. Sie landete sicher auf den Füßen. Fast hätte sie nach ihrem Schwert gegriffen, einfach aus Gewohnheit. Auch wenn sie seit langem nicht mehr in die Schlacht gezogen war, hatte sie doch regelmäßig ihre Fechtübungen absolviert.

Ihr Hengst schlug schwer auf das Pflaster. Blutiger Schaum troff aus seinem Maul. Emerelle zwang sich, ruhig zu bleiben.

»Ihr beide seid verhaftet!«, rief eine schnarrende Stimme. Hinter dem Troll stand der Kobold in den Stulpenstiefeln.

Er deutete mit dem Säbel auf ihre Brust. Jetzt erst bemerkte Emerelle, dass ihm die rechte Hand fehlte.

»Warum willst du uns festnehmen?«, fragte sie, um Gelassenheit bemüht.

»Weil du eine der Trollwachen angegriffen hast.«

»Ich glaube, das war mein Pferd«, sagte sie in der Sprache der Trolle. »Wirst du es in den Kerker werfen?«

Der große Krieger verzog das vernarbte Gesicht zu einem Grinsen.

»Du machst dich lustig über mich? Über Dalmag Paschendrab, den Vogt von Feylanviek und Hüter der Gerechtigkeit?«, ereiferte sich der Kobold. Er stand jetzt dicht vor ihr; er reichte ihr kaum bis zum Knie. »Du bist als Reiterin für dein Pferd verantwortlich. Dir wird dein spöttisches Gerede noch leidtun, Elfe.« Der Kobold deutete auf Falrach. »Den Kerl nehmt ihr auch mit. Er ist ebenfalls angeklagt.«

»Was hat er getan? Dich mit einem Blick verletzt?«

Der Kobold schob seinen Säbel in die Schärpe. Er stützte seine verbliebene Hand in die Hüfte und bemühte sich augenscheinlich, würdevoll auszusehen.

»Nein, er trägt die Hauptschuld am Angriff auf den Troll. Ich gehe davon aus, dass der Fürst ihn zum Tode verurteilen wird.«

Für einen Augenblick verschlug es Emerelle die Sprache. »Das ist kein Recht«, stieß sie schließlich hervor.

»Jetzt beleidigst du auch noch unsere Gesetze. Mach nur so weiter, du redest dich um Kopf und Kragen.«

»Er hat doch gar nichts getan.«

»Eben«, sagte der Kobold mit selbstzufriedenem Nicken. »Das ist Teil seines Verbrechens. So wie du auf dein Pferd hättest achtgeben müssen, hätte dein Mann auf dich achtgeben müssen, Weib. Er hätte wissen müssen, was für eine schlechte Reiterin du bist. Es wäre seine Aufgabe gewesen, dir zu verbieten, zu Pferd nach Feylanviek zu kommen. Stell dir vor, es wäre durchgegangen und hätte ein paar spielende Kinder auf der Straße totgetrampelt.«

»Ich bin nicht sein Weib!«

»Oh!« Dalmag rollte mit den Augen. »Dann pflegt ihr also liederlichen Umgang miteinander, ohne euch ein Eheversprechen gegeben zu haben.« Er stieß einen keckernenden Laut aus. »Elfen! Völlig sittenlos und verkommen! Das ändert natürlich nichts daran, dass er verpflichtet gewesen wäre, auf dich aufzupassen.«

Emerelle hatte Mühe, ernst zu bleiben. Dieser Kobold sollte das Recht in Feylanviek verkörpern? Das konnte nicht sein! Es musste hier einen Trollfürsten geben. »Wie lösen wir unseren Streit? Werde ich vor ein Gericht gestellt?«

»Natürlich! Hier hat sich viel geändert, seit Shandral geflohen ist.« Er hob den Armstumpf. »Er hat behauptet, mein Bruder habe ihn bestohlen. Jeder in meiner Sippe hat dafür die rechte Hand verloren. Sogar Neugeborene! Er hat unsere Hände in seinem Haus ausgestellt. Mit vielen anderen. Sieh dich um in dieser Stadt und wundere dich, wie viele meinesgleichen mit nur einer Hand leben! Vor ein Gericht wurde keiner von ihnen gebracht. Du wirst es also viel besser haben als wir, Elfe.«

Sie war hier, um genau das zu erleben, was gerade mit ihr geschah. Als Königin war sie so sehr in die Sorge um die Zukunft Albenmarks verstrickt gewesen, dass sie die Gegenwart vernachlässigt hatte. Grausamkeiten wie die Taten Shandrals hätten niemals geschehen dürfen. Das würde sich von nun an wieder ändern. Als fahrende Ritterin würde sie sich gegen die Tyrannei stellen, so wie sie es einst getan hatte. Im Großen war sie gescheitert. Nun konnte sie sich einer Aufgabe stellen, der sie gewachsen war.

»Gerne werde ich mich der Gerechtigkeit deines Herrn überantworten. Ich vertraue tief darauf, dass ihr aus der Vergangenheit gelernt habt.« Sie hörte Falrach hinter sich scharf einatmen. Doch ihr Gefährte erhob keinen Widerspruch.

Dalmag wirkte enttäuscht, dass sie nicht versuchte, sich zu widersetzen. »Wir schieben es nicht lange hinaus«,

sagte er schließlich. »Ich bringe dich zum Rudelführer Gharub. Er wird das Urteil fällen.«

Emerelle blickte auf den Grauen hinab. Der Troll hatte ihren Hengst bewusstlos geschlagen. Aber er würde wieder zu sich kommen. »Was wird aus meinem Pferd?«

»Ja, das Pferd ...« Der Kobold kratzte sich hinter dem linken Ohr. »Dies ist eine der wenigen gepflasterten Straßen. Und der Schnee ist fortgeräumt, damit hier Karren fahren können. Dein Pferd stört den Fluss der Waren. Und Feylanvik ist eine Stadt des Handels. Da du vor Gericht kommst und dich um dieses Ärgernis nicht kümmern kannst, werde ich meinen Freund beauftragen, das Problem zu lösen.« Er stieß dem Troll mit dem Ellenbogen gegen das Bein. »Hörst du, Madra. Du wirst dieses verdammte Pferd hier wegschaffen. Es gehört dir. Ich erwarte aber, dass es umgehend von der Straße verschwindet.«

»Egal wohin?«, fragte der Troll.

»Egal«, entgegnete Dalmag und wandte sich wieder Emerelle zu. »Du wirst selbstverständlich für die Kosten aufkommen, die dadurch entstehen, dass ein Teil der Wachen dieser Stadt damit beschäftigt ist, sich um den Ärger zu kümmern, den du verursacht hast.«

»Das kostet nix«, sagte der Troll und kniete neben dem Pferd nieder. Er packte den Kopf des Tieres mit beiden Händen und riss ihn in einem Ruck herum. Ein scharfes Knacken ertönte. Er ließ den Kadaver auf das Pflaster zurücksinken und zog ein in seinen mächtigen Pranken geradezu zerbrechlich wirkendes Steinmesser hervor.

Emerelle wandte den Blick ab, aber sie konnte nicht verhindern, dass ihr der Blutgeruch in die Nase stieg.

Der Troll rief seine Kameraden herbei, während Falrachs Pferd ängstlich schnaubte.

»Halt deinen Gaul still«, herrschte ihn der Kobold an, der ungerührt zusah, wie seine Wachen sich als Metzger versuchten. Die lange Zunge glitt ihm über die schmalen Lippen. Er fand offenbar Gefallen an diesem blutigen

Schauspiel. Emerelle fragte sich, wie er wohl gewesen war, bevor er seine Hand verloren hatte.

Bald lagen nur noch die Röhrbeine, der Kopf und ein Haufen Eingeweide auf der Straße. Dutzende Schaulustige hatten sich um sie versammelt. So ausgemergelt, wie die meisten von ihnen aussahen, war sich Emerelle sicher, dass sie nur darauf warteten, dass die Trolle etwas übrig ließen.

»Wir hätten das Blut auffangen sollen«, murrte einer der Trollkrieger. »Das hätte eine schöne Wurst gegeben.«

Der Kobold stieß ein kurzes, schnarrendes Lachen aus. »Dann weicht mir jetzt nicht von der Seite. Vielleicht gibt es ja bald noch eine andere Gelegenheit, Blutwurst zu machen.« Bei diesen Worten bedachte er Emerelle mit einem boshaften Blick. »Glaubst du ans Mondlicht, Elfen-schlampe? Du würdest meine Wachen maßlos enttäuschen, wenn du einfach nur verblasst.«

GOSSENKIND

Adrien schob die Dachschildeln auseinander und bemühte sich, so wenig Lärm wie möglich zu machen. Er lag ausgestreckt im Schnee. Feuchtigkeit drang durch seine Kleider, aber er achtete kaum darauf. Zu groß war sein Hunger. Es gab hier keinen Hund, darauf hatte er als Erstes geachtet, als er das Haus ausgewählt hatte. Allerdings konnte man ihn vom Haus auf der anderen Seite des Hofes sehr gut sehen, falls jemand zufällig aus dem Fenster blickte. Die Gefahr war jedoch nicht sehr groß. Die Läden waren alle geschlossen, die Riegel vorgelegt. Zum einen wegen der Winterkälte, vor allem aber wegen des Wider-

gängers, der die Stadt seit Tagen in Schrecken versetzte. Nach Einbruch der Dämmerung wagte sich nur noch auf die Straße, wer keine andere Wahl hatte oder kein anderes Zuhause.

Warme, rauchgesättigte Luft schlug Adrien entgegen. Und das Aroma der Eselswürste. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen. Er schob sich ein Stück vor. Ein Schneeklumpen fiel hinab in die Dunkelheit und schlug mit sattem Klatschen auf den Boden.

Adrien hielt den Atem an. War dort unten jemand? Der Fleischhauer war noch nicht gegangen, das wusste er. Genauso wie er wusste, dass der bullige Kerl immer abgelenkt war, wenn ihn das Blumenmädchen vom Heumarkt besuchte. So leicht hätte er es auch gerne! Sie trug jedes Mal eine kleine Räucherwurst in ihrem Korb, wenn sie ging. Und die hatte sie nicht gegen geflochtene Strohlumen getauscht.

Er seufzte. Er hatte ihr oft schöne Augen gemacht, aber sie beachtete ihn nicht einmal. Und er konnte es ihr nicht verdenken. Was hatte er schon zu bieten, außer vielleicht genau diesen schönen Augen. Ganz gewiss keine Würste, die man nach Hause tragen konnte. Manchmal stellte er ihr im Verborgenen nach. Deshalb wusste er, dass sie hierherkam. Und oft galten seine letzten Gedanken ihr, bevor der Schlaf ihn übermannte. Sie war so schön. Und er wusste nicht einmal ihren Namen ... Er hatte nicht gewagt, danach zu fragen. Es würde ihr gewiss zu Ohren kommen. Er sollte sie sich aus dem Kopf schlagen! Jetzt galt es, dafür zu sorgen, dass er wieder einen vollen Bauch bekam. Von Träumen konnte man nicht leben!

Vorsichtig erweiterte Adrien das Loch zwischen den Schindeln. Sie waren nicht sonderlich fest gefügt. Bruchige, gebrannte Pfannen. Bedeckt mit eisverkrustetem Moos und nassem, pappigem Schnee. Als das Loch groß genug war, dass er bequem mit dem Arm hinablangen konnte, tastete er ins Dunkel. Bald bekam er einen der Dachsparren zu packen. Seine Finger glitten an dem Holz

entlang, das vom alten Ruß ganz ölig war, bis er eine der Lederschnüre ertastete.

Adrien malte sich aus, was seinen Augen verborgen blieb. Die Räuchergerüste, die schräg unter der Decke der Dachkammer standen, behängt mit langen Reihen von Würsten. Vor ein paar Monden war er schon einmal hier gewesen. Er nahm nie viel. Natürlich machte er sich nichts vor. Wenn zwei Würste in einer Reihe fehlten, dann blieb das nicht verborgen. Aber es war bescheiden genug, dass der Zorn über den Dieb schnell verrauchte.

Der Junge stellte sich vor, wie der Fleischhauer unter ihm im Dunkel stand, eines der großen Messer in den massigen Händen. Der Kerl war nicht zartbesaitet. Das sah man sofort.

Adrien verfluchte sich für seine Einbildungskraft. Manchmal war sie ein Segen, nämlich dann, wenn er sich ausmalte, dass die paar Abfälle, die er mit geschlossenen Augen herunterschlang, köstliche Spezereien von einer Festtafel waren. Weitaus häufiger war diese Gabe jedoch ein Fluch. Zu gut konnte er sich vorstellen, was bei seinen Diebereien alles missglücken mochte. Immerzu dachte er an alle möglichen Ungeschicke und Strafen, die ihm drohten.

Mit den Fingerspitzen machte er sich an der Lederschnur zu schaffen. Endlich bekam er das herabhängende Ende zu packen. Das Ende mit dem eisernen Haken, von dem die Wurst hing. Vorsichtig zog er sie durch das Loch im Dach. Sie roch köstlich. Er ließ den Haken an der Lederschnur zurückfallen. Eine noch ... War er maßlos? Nein, eine noch! Er wollte Nantour verlassen. Er war zu lange schon in der Stadt. Fast ein Jahr. Das konnte nicht gutgehen. Er musste fort! Am besten in eine noch größere Stadt, wo er in der Masse der gesichtslosen Gossenkinder verschwinden konnte.

Adrien streckte sich. Wieder tastete er ins Dunkel. Eine Wurst noch. Dort unten in der Räucherkammer hingen bestimmt hundert Würste. Was waren da schon zwei. Er er-

tastete das Gerüst. Die erbeutete Wurst hatte er unter sein Hemd geschoben. Sie drückte gegen seine Brust. Heute Nacht würde er nicht hungern. Zum ersten Mal seit vielen Wochen.

Er erhaschte eine weitere Lederschnur. Mit dem Fingernagel des Mittelfingers zog er sie zu sich heran. Unendlich langsam.

Wieder rutschte Schnee durch die Lücke im Dach und fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden der Räucher-kammer. Adrien fluchte stumm. Hörte er da nicht Schritte im Haus? Er sollte nicht bleiben. Er gab es auf, nach der zweiten Wurst zu angeln. Vorsichtig schob er die beiden losen Dachschildeln zusammen. Wenn keine Lücke zu sehen war, dann würde der Fleischhauer vielleicht ein wenig länger brauchen, bis er begriff, was geschehen war. Das bedeutete ein wenig mehr Zeit, um zu entwischen.

Er ließ sich auf das Dach des Erkers rutschen und sprang von dort auf einen niedrigen Anbau. Noch ein Sprung und er war im Hof. Sein Herz raste. Es gab nur zwei Wege, die vom Hof fortführten. Den Torbogen, der neben dem Fleischerladen auf die Straße zum Heumarkt führte. Und den schmalen Durchgang zwischen den Weberhäuschen auf der anderen Seite. Durch den Torbogen würde der Fleischhauer kommen.

Adrien hastete geduckt über den Hof. Er mied es, in Pfützen zu treten. Der nasse Schnee griff schmatzend nach seinen nackten Füßen. Er spürte die Kälte kaum. Das würde erst später kommen. Noch im Laufen biss er in die Wurst. Was er im Bauch hatte, das konnte ihm keiner mehr nehmen.

Als er den Durchgang zwischen den Weberhäusern erreichte, hielt er inne. War der Fleischhauer jetzt in seiner Räucher-kammer? Vielleicht blieb sein Diebstahl noch die ganze Nacht unentdeckt. Vielleicht hatte das Blumenmädchen ihm gerade ins Ohr geflüstert, was für ein wunderbarer Liebhaber er war?

Auf jeden Fall sollte er nicht auf die Straße hinter den Weberhäusern hinauslaufen. Wer rannte, erregte Aufmerksamkeit. Und die Straßen waren leer. Adrien dachte an die Geschichten über den Widergänger und biss erneut von der Wurst ab. Köstlich! Der Fleischhauer verstand sein Handwerk! Was er wohl alles unter das Fleisch mischte?

Adrien trat in den Durchgang. Es stank nach Pisse. Bestimmt wurden hier jeden Morgen die Nachttöpfe der Webersippschaft entleert. Der Junge hielt den Atem an und watete durch den Matsch. Diesen Weg nahm gewiss nur, wem sein Schuhwerk egal war oder wer sich keines leisten konnte.

Er trat hinaus auf den langen, geraden Seilersteig. Keine Menschenseele war zu sehen. Durch einige Fensterläden fiel gelbes Licht. Im Mondschein leuchteten die Kreidezeichen auf den freigeschaukelten Simsens und Türschwällen. Zeichen, die den Widergänger fernhalten sollten.

Wo sollte er die Nacht verbringen? Bei der Armenstube ließ er sich besser nicht blicken. Die würden an seinem Atem riechen, was er gegessen hatte. Und sie wüssten, dass diese Wurst kein Geschenk war.

»Diebesgut mundet gut«, erklang eine Stimme unmittelbar neben ihm.

Vor Schreck fiel ihm die Wurst aus der Hand. Ein Schatten löste sich aus der Türnische des Weberhauses, eine dunkel gewandete Gestalt mit langem Wanderstock.

Adrien bückte sich hastig nach der Wurst und wischte sie an seinem Hosenbein ab. Sollte er loslaufen? Das Gesicht des Fremden war im Schatten seiner Kapuze verborgen. Er trug ein dunkelblaues Gewand wie ein Wanderpriester. Bestimmt könnte er ihm entwischen!

»Ich muss weiter«, sagte er und wollte gehen, doch der Fremde hielt ihm den Wanderstab quer vor die Brust.

»Dies ist die letzte Nacht, in der du hungern musst, wenn du es so willst.«

Adrien legte die Hand auf den Stab. Ihm stand jetzt

nicht der Sinn nach dem Gerede eines Wanderpriesters. Worte waren allzu billig. Als ob es Gerechtigkeit und einen vollen Bauch für einen Jungen wie ihn geben könnte! »Wenn dein Gott so ein netter Kerl ist, warum musst du dann in einer Nacht wie dieser auf einer Straße stehen, die nach Pisse stinkt?«

»Weil ich ein Seelenfischer bin und dies nun einmal der Ort ist, an dem ich in dieser Nacht deiner Seele begegnen kann, Adrien.«

Der Junge wich ein Stück zurück. Woher kannte der Priester seinen Namen? Adrien war sich sicher, dem Mann noch nie begegnet zu sein. »Wer bist du?«

»Ich bin das Geschenk Tjureds an dich.« Er schlug die Kapuze ein Stück zurück. Das Mondlicht spiegelte sich in leuchtend blauen Augen. »Ich bin Bruder Jules.«

»Was willst du von mir?« Adrien wich noch etwas weiter zurück. Hinter der Gasse auf dem Hof hörte er einen Wut-schrei. Der Fleischhauer!

»Das sagte ich schon. Ich will deine Seele. Aber ich werde sie nicht nehmen. Ich will sie als Geschenk.«

»Ja, ja.« Es war an der Zeit zu verschwinden.

»Du hast zwei Wege. Der eine beginnt damit, dass du dich zum *Silberstrick* aufmachst. Vor dem Pferdestall sitzt ein alter Bettler. Leg ihm deine Wurst in seine Schale, ohne von jetzt an auch nur noch ein Stück von ihr abzubeißen. Dann lauf zur Brücke am Rosstor. Unter dem ersten Brückenbogen wirst du erwartet. Dort beginnt dein Weg zu Stolz und Ruhm. Jeder andere Schritt, den du tust, führt dich an den Schandpfahl für Diebe. Dort wirst du im Sturm morgen Nacht erfrieren, weil sich dein Wächter betrinken wird und dabei vergisst, dich loszumachen.« Der Priester nahm den Wanderstab zurück. Er drehte sich um und trat in die schmale Gasse zum Hof. »Lauf, Junge, mach dein Glück. Gott will es!«

Adrien nahm die Beine in die Hand. Wer war der Kerl? Ein Verrückter? Der Junge rannte, ohne auf den Weg zu

achten. Ihm war egal, dass jeder, der lief, Aufmerksamkeit erregte. Der Duft der Wurst stach ihm in die Nase. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Er hatte erst zweimal abgebissen. Es wäre dumm, sie wegzugeben.

GERECHTIGKEIT

Es war stickig in dem großen Raum, in den sie gebracht wurden. Wahrscheinlich hatte hier seit dem Tag, an dem die Trolle die Herrschaft an sich gerissen hatten, niemand mehr gelüftet. Es stank nach Schweiß und altem Fett. Ein runder Aschenkreis in der Mitte des gefliesten Bodens und der Ruß an der kostbaren Kassettendecke verrieten, dass man gelegentlich in dem prachtvollen Saal eine Feuerstelle entzündete.

Falrach wusste nur wenig über Feylanviek. Zu seiner Zeit hatte es diese Stadt noch nicht gegeben. Die großen Koboldfamilien hatten hier wohl Händlerpaläste mit Empfangsräumen für alle Arten von Kunden besessen. Von Blütenfeen bis hin zu den verrückten Lamassu.

Der Elf blickte zu der massigen Tür, vor der zwei Trollwachen standen. Ganz offensichtlich war dieser Teil des riesigen Hauses, in das man sie gebracht hatte, schon immer für Trolle vorgesehen gewesen. Doch hatten die Erbauer sich nicht ganz mit der primitiven Art der erwarteten Gäste arrangieren mögen.

Auf einem grob zusammengezimmerten Thron saß ein Troll von ungewöhnlicher Größe. Falrach war sich sicher, dass der Kerl, sollte er sich erheben, seine gesammelten Wachen um mindestens zwei Köpfe überragen würde. Sehnen, dick wie Hanfseile, spannten sich unter seiner

grauen, mit hellen Einsprengseln übersäten Haut. An den Thron lehnte eine Keule, deren Kopf von einem mächtigen, fast runden Stein beherrscht wurde, aus dem ein einzelner Stoßzahn ragte.

Der Elf schätzte, dass er selbst wohl kaum mehr als diese Waffe wog, die wie dazu geschaffen schien, Festungstore einzuschlagen. Auf der anderen Seite des Throns führte eine Stehleiter hinauf zu einer hölzernen Plattform, die etwa in Kopfhöhe des Trollfürsten durch massive Balken mit der Holzwand verbunden war. Ein niedriges Stehpult, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag, war dort aufgestellt.

Dalmag Paschendrab erklomm die Leiter. Kurz machte er sich am Pult zu schaffen. Dann zog er ein rot getigertes Katzenfell dahinter hervor, an dem noch der halbe Kopf des Tiers hing. Mit würdevoller Geste setzte er sich den Katzenkopf, dem der Unterkiefer fehlte, auf das Haupt, so dass das Fell ihm wie ein Umhang über den Rücken hinabhing.

Der Troll auf dem Thron nahm von dem ganzen Schauspiel kaum Notiz. Er hielt mit beiden Händen eine Fleischkeule, die wohl ein Mammutschinken sein musste, so groß war sie. Genüsslich schmatzend kaute er auf dem zähen Fleisch. Nur ein kurzer Blick, den er Dalmag zuwarf, ließ ahnen, dass ihm dieses Spektakel nicht behagte.

Falrach glaubte eine Spannung zwischen dem Rudelführer und dem Kobold zu spüren. Er hatte das Gefühl, dass die beiden einander zwar brauchten, aber nicht respektierten. Vielleicht ließe sich daraus ein Vorteil ziehen.

In dem weiten Saal lagerten mehr als ein Dutzend Trolle. Sie hatten sich entlang der Wände Schlafplätze aus Stroh und stinkenden Decken eingerichtet. Falrach sah, wie unter ihnen Brocken aus blutigem Fleisch herumgebracht wurden. Emerelles Pferd?

Die Koblode lagerten auf der anderen Seite. Über eisernen Feuerschalen hingen Bratspieße mit Würsten. In einem Kessel gluckerte eine Suppe, die nach halb verfaultem Kohl stank. Die meisten Koblode waren passabel gekleidet. Über

die Hälfte trugen sogar Schuhe. Ihre Spieße waren ordentlich zusammengestellt. Alle hatten rote Mützen auf.

Falrach hatte schlimme Geschichten über diese Mützen gehört. Es hieß, dass die rebellischen Kobolde ursprünglich mit weißen Mützen in den Krieg gezogen waren und sie dann auf den Schlachtfeldern im Blut der Elfen rot gefärbt hatten.

Den Trollen waren er und Emerelle gleichgültig. Sogar ihr Rudelführer Gharub beachtete sie beide kaum. Bei den Kobolden war das anders. Sie alle starrten sie an. Sie fieberten der Anklage entgegen. Sie waren wie Dalmag: Sie wollten Elfenblut sehen, und sei die Anklage noch so lächerlich.

Ein scharfes Pochen ließ das leise Murmeln in dem Saal ersterben. Dalmag hatte seinen Säbel gezogen und mit dem Knauf auf sein Pult geschlagen. »Volk von Feylanvik! Im Namen des ehrenwerten Rudelführers Gharub eröffne ich den Prozess gegen diese beiden Elfen, die sich in arroganter Manier über die Gesetze unserer Stadt hinweggesetzt haben. Nicht nur, dass sie öffentlich Unzucht trieben, nein, sie griffen auch einen der Trolle in meiner Leibwache an. Seht sie euch an und denkt an Shandral, den die meisten von euch noch in schrecklicher Erinnerung haben. Seht ihr nicht denselben Hochmut wie beim Fürsten von Arkadien in den Augen dieser beiden funkeln?«

Falrach blickte zu Boden. Das war grotesk! Die Anklage war ein einziges Possenspiel! Wann würde Emerelle etwas unternehmen, um diesem Treiben ein Ende zu setzen? Er blickte sie aus den Augenwinkeln an. Sie wirkte wie versteinert. Was ging in ihr vor? Suchte sie den Tod?

»Wen haben die beiden angegriffen?«, fragte der Rudelführer. Er sprach mit vollem Mund, und seine Worte waren kaum zu verstehen.

Der Troll mit den auffälligen Schmucknarben im Gesicht trat vor. »Mich hat der Gaul von dem Weibsbild getreten.«

»Und dabei hat sie mit dem Kerl Unzucht getrieben?«, fragte Gharub mit gerunzelter Stirn. »Wie haben sie das geschafft?«

»Bitte, edler Gharub ...«, zischte Dalmag. »Du darfst es nicht ganz wörtlich nehmen ...«

»Wieso hast du dich von dem Gaul treten lassen?«, setzte der Trollfürst nach, ohne auf den Kobold zu achten. »Warst du besoffen?«

»Es ist nur eine Schramme. Nicht ...«

»Man wird mich verspotten, wenn meine Krieger nicht einmal mit Pferden fertigwerden!«, polterte der Rudelführer los. »Willst du, dass man über mich lacht?«

»Das Pferd ist tot«, sagte Madra.

»Und jetzt willst du mich noch belehren?« Gharub stand auf. Er hob den gewaltigen Schinken wie eine Kriegskeule. Plötzlich leuchteten seine kleinen Augen auf. In weitem Bogen warf er Madra den Schinken zu.

Falrach duckte sich, um nicht getroffen zu werden.

Selbst der stämmige Trollkrieger hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben, als er den Schinken fing.

»Das bringst du zum Wachposten am Steinernen Wald. Ein Geschenk von ihrem Rudelführer. Ich erwarte dich morgen früh zurück.«

»Das sind mehr als vierzig Meilen«, wandte der Krieger ein.

»Dann ist es wohl besser, wenn du sofort aufbrichst und nicht mehr lange schwätzt. Nach diesen Fußmarsch wirst du das nächste Mal ein wenig geschickter sein, wenn ein Gaul neben dir auskeilt, hoffe ich.«

Die beiden Wachen öffneten grinsend das Tor, und Madra machte sich davon, ohne noch ein Wort zu sagen.

War der Kerl einfältig oder ein Schlitzohr, fragte sich Falrach. Er wagte es nicht, den Rudelführer direkt anzusehen, um ihn nicht zu reizen.

»Großartiger Gharub«, sagte Dalmag mit in Anbetracht seiner geringen Größe erstaunlich volltönender Stimme. »Wenn wir auf die beiden Elfen zurückkommen könnten?«

Der Troll nickte. »Du hast Recht. Ich sollte den beiden dankbar sein. Sie haben mich darauf hingewiesen, dass

meine Wachen dick und träge werden. Sich von einem Gaul treten zu lassen ...« Er schüttelte den Kopf.

Es war jetzt totenstill. Alle Trolle sahen zu ihrem Anführer. Sie schienen weitere Strafen zu fürchten. Die Kobolde hingegen wirkten verärgert. Sie hatten offensichtlich einen spektakulären Schauprozess erwartet, der mit einem grausamen und ungerechten Urteil gegen ihre Feinde, die Elfen, endete.

»Allerverehrtester, weiser Gharub«, versuchte Dalmag es erneut. »Ich kenne die Elfen mein ganzes Leben lang. Und ich kenne ihre Heimtücke, so wie all meine Brüder hier.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich unter den Kobolden.

»Glaube mir, sie würden niemals etwas zu deinem Nutzen tun. Im Gegenteil, sie treiben ihren Spott mit dir und deinen Wachen. Sie wollen die Trolle lächerlich machen. Sie wollen sie wie tumbe Toren aussehen lassen, damit das Volk im Verborgenen über seine neuen Herren lacht und jegliche Achtung vor ihnen verliert.«

»Nichts liegt uns ferner«, begehrte Falrach auf. Warum, zum Henker, sagte Emerelle nichts? Wollte sie, dass sie beide noch an den Galgen kamen?

»Schweig!«, schalt ihn der Kobold.

Der Rudelführer knetete nachdenklich sein Kinn. »Wenn Madra sich von einem Pferd treten lässt, dann ist das doch seine eigene Dummheit«, murmelte er schließlich.

»Aber genau das wollen sie doch, Herr. Sie sind hier, um dich und die Deinen dumm aussehen zu lassen.«

»Verleumdung!«, begehrte Falrach auf. »Das ist alles ...«

»Schweig!«, schrie der Kobold. »Angeklagte und Bittsteller reden nur, wenn sie dazu aufgefordert werden!«

Emerelle legte Falrach die Hand auf den Arm. »Lass sie«, flüsterte sie.

»Worauf wartest du noch? Du warst einmal eine unübertreffliche Schwertkämpferin! Wir müssen hier fort!« Er sah sich um. Durch das zweiflügelige Portal konnten sie nicht

entkommen. Sie würden den schweren Balken nicht heben können. Nur die hohen schmalen Fenster, dicht unter dem Dach, kamen als Fluchtweg infrage. Doch wie sollten sie dahingelangen, ohne von den siebzehn Trollen im Festsaal in Stücke gerissen zu werden?

»Worauf ich warte?« Emerelles Stimme klang seltsam entrückt. »Auf die Poesie des Herrschens.«

»Was?« Falrach traute seinen Ohren nicht. Trolle und Poesie! War sie verrückt geworden?

»Ein Herrscher muss eine Vision haben. Er muss etwas in seinem Geiste sehen, das für alle anderen noch unfassbar ist. Sein Ziel. Das, was durch seine Herrschaft Gestalt gewinnen soll.«

»Du kannst sie nicht an dir messen. Ich glaube, Gharubs einzige Vision ist ein voller Bauch, und Dalmag wünscht sich eine Stadt, in die nie wieder ein Elf seinen Fuß setzt.«

»Was Dalmag angeht, stimme ich dir zu. Aber Gharub ... Er ist dumm, aber ehrlich. Das ist nicht das schlechteste für einen Herrscher. Wenn er es schafft, eigene Entscheidungen zu treffen, dann wird er vielleicht ein guter Stadtfürst werden.«

»Er hat sich diesen Ohrenbläser Dalmag zugelegt, weil er zu faul ist, eigene Entscheidungen zu treffen. Bring uns hier heraus, bevor aus dieser Grotteske eine Tragödie wird.«

»Schweigt!«, fuhr Gharub sie plötzlich an. »Elfen sprechen in diesen Hallen nur, wenn sie jemand dazu auffordert, ihr Schandmaul aufzureißen.«

Falrach fluchte stumm in sich hinein. Statt sich die versponnene Philosophie Emerelles anzuhören, hätte er besser darauf gelauscht, was Dalmag seinem Herrn einflüsterte.

»Ihr lasst es an Respekt gegenüber dem Rudelführer Gharub fehlen«, deklamierte der Kobold mit wohl artikulierter Stimme. »In seiner Großmut sieht der Herr von Feylanviek davon ab, euch für euer liederliches Verhalten zu verurteilen, das zu den Eigenarten eures Volkes gehört. Schließlich könnte man einem Mistkäfer auch nie-

mals beibringen, sich nicht in Scheiße zu wühlen. Außerdem ...«

»Genug Worte«, unterbrach ihn Gharub. »Wenn Madra so dämlich war, sich von einem Gaul treten zu lassen, ist das seine Sache. Das Vieh ist ja auch schon gefressen, soweit ich gehört habe. Damit hat es seine Strafe gehabt.« Er klatschte in die Hände. »Wir sind fertig!«

Falrach traute seinen Ohren kaum. Frei? Das war das Letzte, was er erwartet hätte. Hatte Emerelle das geahnt? Plötzlich kam er sich sehr dumm vor. Wie wenig er diese Welt kannte. Sie hatte kaum noch etwas mit der gemein, in der er einst gelebt hatte.

Unter den Kobolden herrschte eisiges Schweigen. Keiner wagte, den Trollen zu widersprechen, aber es war unübersehbar, was sie von diesem Urteil hielten.

»Da wäre noch eine Sache, Herr«, sagte Dalmag in unterwürfigem Tonfall.

Der Rudelführer verzog verärgert das Gesicht. »Was?«

»Es war vor allem die Elfe, die mit ihrem herrischen und arroganten Auftreten dafür gesorgt hat, dass dieses Gericht tagen musste. Sieh sie dir an, verehrter Rudelführer. Sie hat das Gericht noch keines Wortes gewürdigt und tuschelt verschwörerisch mit ihrem Buhlen. Ja, sie besitzt die Frechheit, dich zu bestehlen, während sie vor dir steht. Freilich mit dem Geschick, das ihrem intriganten Volk in allen Dingen, die es beginnt, eigen ist.«

Falrach war sprachlos. Was kam jetzt?

Gharub tastete über die Amulette, die an Lederriemen von seinem massigen Hals hingen. Dabei zählte er leise. Er schüttelte den Kopf. »Was stiehlt sie mir?«

Dalmag, der seinen Herrn sehr gut zu kennen schien, lächelte breit. »Nun, zunächst einmal den köstlichen Schinken, den du in der Hand gehalten hast, als sie eintrat. Er hat sich in Luft aufgelöst. Natürlich magst du einwenden, dass du selbst es warst, der ihn Madra zugeworfen hat, aber sie hat die Ereignisse in Gang gebracht, die dazu

führten. Hätte sie diese Stadt niemals betreten, dann hättest du den köstlichen Schinken noch in deiner mächtigen Faust und würdest dich an ihm laben und deine Kraft mehren.«

»Das ist lächerlich!«, beehrte Falrach auf.

»Du sollst schweigen!«, herrschte ihn Dalmag an.

Der Rudelführer hatte die Augen geschlossen und die Stirn ihn Falten gelegt. Er sah so aus, als bereite es ihm Qualen, den Gedankensprüngen des Kobolds zu folgen.

»Vergiss nicht, ehrwürdiger Gharub, die beiden sind Elfen. Sie sind die Fleisch gewordene Heimtücke. Nichts, was sie tun, geschieht ohne Hintersinn. Sicherlich hatten sie geplant, dich um dein Mahl zu betrügen. Aber dies ist noch der geringere Frevel. Viel schwerer wiegt der zweite Diebstahl, den sie begangen haben. Sie haben dir das Kostbarste gestohlen, was ein Herrscher besitzt. Etwas, das du nie wieder zurückerlangen kannst.«

Falrach beobachtete, wie der Trollfürst sich nachdenklich im Schritt kratzte. Oder überprüfte er, ob dort etwas fehlte?

»Was dir niemand mehr zurückgeben kann und was dir diese Elfe gestohlen hat, ist nichts Geringeres als Zeit! Du hättest hier in diesem prächtigen Saal sitzen können, essen und mit den Gefährten deiner heldenhaften Kämpfe plaudern können. Oder auf deinem Lager mit deinem Weib ruhen können, wie du es gerne tust zur Mittagsstunde. Aber deine Zeit verrinnt. Fruchtlos, ohne Nutzen. Allein durch die Schuld der Elfe Nandalee und ihres Buhlen.«

»Mit Verlaub, Rudelführer, doch ist es nicht das Geschwätz des Kobolds, das dir deine Zeit raubt?«

Endlich ergriff Emerelle die Initiative, dachte Falrach erleichtert. Sie war redegewandt. Sie würde den Troll einlullen.

»Und schon wieder dauert diese Verhandlung etwas länger, weil die Elfe das Offensichtliche leugnet«, sagte Dalmag.

Der Troll rieb sich über das Kinn. »Eine Zeitdiebin ...

Das ist heimtückisch. Man merkt es erst, wenn es zu spät ist, und selbst wenn man den Dieb fasst, kann man seine Zeit niemals zurückerlangen. Was ist die Strafe für Zeitdiebe?«

»Ich würde vorschlagen, es wie schweren Diebstahl zu behandeln, allermächtigster Gharub. Immerhin wurde der Herrscher von Feylanviek bestohlen. Dafür sollte ein Dieb seine rechte Hand verlieren.«

»So sei es! Hackt dem Weib die Hand ab. Und ihr Buhle soll dabei zusehen.«

Unter den Kobolden brach gehässiger Jubel aus.

»Tyrannei fällt stets auf den Despoten zurück.« Emerelles Worte waren trotz des Geschreis überdeutlich zu hören, ohne dass sie sonderlich laut gesprochen hätte. Sie umgab plötzlich eine Aura kalter Macht, die selbst Falrach unwillkürlich einen Schritt von ihr zurückweichen ließ.

Gharub wirkte erschrocken. Er wandte sich an den Kobold. »Was für ein Ei? Und von welchem Boten redet sie? Meint sie Madra?«

»Herr, sie benutzt Magie, um uns Angst zu machen.«

Der Trollführer atmete schwer. Deutlich war zu sehen, welche Überwindung es ihn kostete, seine Fassung zurückzuerlangen. »Pack sie und schneid ihr die Hand ab, Dalmag. Aber nicht hier! Bring sie fort!«

DER BETTLER

Adrien sah zu der kauernenden Gestalt hinüber. Der Alte regte sich nicht. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand des Stalls. Die Beine hatte er angezogen. Neben ihm stand eine Bettlerschale. Er trug einen Hut mit breiter Krempe.

Undeutlich erkannte der Junge einige aus Blei gegossene Glücksbringer, die an das Hutband gesteckt waren.

Adrien drückte die Wurst. Sie gab nur wenig nach. Es war eine harte, eine gute Wurst. Er würde zwei Tage lang nicht mehr hungern ... »Heh!«, rief er leise.

Der Bettler reagierte nicht.

Wind verfieng sich heulend in den Dachtraufen der Schenke. Es war still auf der Straße. Auf dem Weg hierher war ihm niemand begegnet. Auch der Fleischhauer war ihm nicht gefolgt. Ob dieser merkwürdige Betbruder ihn aufgehalten hatte? Nie mehr Hunger leiden ... Ob er dem Versprechen von Bruder Jules trauen konnte?

Adrien sah zu dem Bettler hinüber. Der würde nicht merken, ob an der Wurst ein Stück fehlte. Ob Bruder Jules ihn noch beobachtete? Nie mehr Hunger leiden ... Entschlossen ging der Junge hinüber zu dem Bettler. Eine ausgemergelte, schwarze Katze, die hinter der kauenden Gestalt gehockt hatte, fauchte ihn an und lief dann eilig davon.

»Hallo ...« Schliefe der Kerl? Adrien legte die Wurst in die Schale und kauerte sich neben dem alten Mann nieder. Die treibenden Wolken zerrissen. Wieder heulte der Wind unter der Traufe. Silbernes Mondlicht flutete über den verlassenen Hof der Schenke.

Der Kopf war dem Bettler auf die Brust gesunken, so als schlief er. Adrien hob den Hut des Alten leicht an. Das Gesicht war eingefallen. In weiten Falten hing die Haut vom Schädelknochen. Der Mund stand offen. Nur drei dunkel verfärbte Zähne waren ihm geblieben. Die Augen waren aufgerissen, die Augäpfel nach oben verdreht. Sie starrten Adrien an und sahen ihn doch nicht. Der Alte war tot. Namenloses Entsetzen spiegelte sich in seinen Zügen.

Adrien fielen die Geschichten über den Widergänger ein. Er war ein Seelenfresser. Allein sein Anblick vermochte zu töten. War der Bettler ihm begegnet?

Vorsichtig wich der Junge von dem Toten zurück. War der Widergänger vielleicht noch hier? War Bruder Jules in

der Stadt, um das Ungeheuer zu jagen? Es hieß, Priester hätten die Macht, jene Kreaturen, die das Schwert nicht fürchteten, allein durch das Wort Gottes zu bannen.

Adrien hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Er drückte sich mit dem Rücken gegen die Mauer der Schenke. Drinnen war es still. Zu dieser frühen Abendstunde! Es brannte nicht einmal Licht im *Silberstrick*. War der Widergänger jetzt dort? Der Junge malte sich aus, wie der Widergänger die Schenke betreten hatte und alle Gäste vor Schreck gestorben waren. Blickte das Ungeheuer vielleicht in diesem Augenblick aus einem der Fenster?

Er musste zu dem Priester an die Brücke. Der würde ihn beschützen, so wie er schon den Fleischhauer von ihm ferngehalten hatte. Adrien machte sich auf und davon. Schlich wie ein Schatten durch die nächtliche Stadt. Einmal musste er den Nachtwächtern ausweichen, die nur noch zu zweit ihre Runde drehten.

Ihm war elend kalt. Seine Kleider waren noch durchnässt vom Schnee auf dem Dach der Räucherammer. Mit der Nacht kam der Frost zurück. Der schmutzige Schneematsch gefror. Ihm stand der Atem in dichten Wolken vor dem Mund, und seine Füße waren taub vor Kälte. Je länger er marschierte, desto mehr Zweifel kamen ihm. Warum sollte der Priester ihm einen Gefallen tun? Wer tat einem Bettlerjungen einen Gefallen ohne Hintergedanken? Und woher wusste der Priester, dass es morgen Nacht einen Schneesturm geben würde? Das hatte er bestimmt nur gesagt, um ihm Angst zu machen. Aber wohin sonst könnte er gehen?

Die Straße fiel steil zum Fluss hin ab. Deutlich konnte er im Mondlicht die große, steinerne Brücke erkennen. Auf der anderen Seite lag das Rosstor. Auf dem zinnengekrönten Bollwerk brannte ein Wachfeuer in einem eisernen Korb, das den Reisenden den Weg zum südlichen Stadttor von Nantour und zu den Anlegestellen am Fluss wies.

Nahe beim Wasser kam es Adrien noch kälter vor. Ihm schlotterten die Glieder, so sehr er sich auch bemühte, ge-

gen die Kälte anzukämpfen. Er hielt die Arme dicht vor der Brust verschränkt. Seine Hände strichen über die Ärmel seines klammen Hemds. Verdammter Winter!

Die steinerne Treppe hinab zu den Anlegeplätzen war vereist. Adrien stützte sich an der Mauer ab. Es war, als ginge er auf Holzklötzen. Er spürte nicht mal, wie seine Füße den Boden berührten. So schlimm war es noch nie gewesen.

Er blickte am gemauerten Ufer entlang. Unter dem Brückenbogen lag ein langes Flussboot. Der Priester war nicht zu sehen. Hatte er sich einen Scherz erlaubt? Der Junge war den Tränen nahe. Er war am Ende seiner Kräfte. Und es gab keinen warmen Platz für ihn in dieser Stadt. Er hatte schon Bettler gesehen, denen die Glieder abgefroren waren. Er wusste, was kommen würde. Hoffentlich wurde es so kalt, dass er einfach einschlief und nicht mehr erwachte. Das war besser, als mit brandigen Gliedern dahinzusiechen.

Aber bis zum Brückenbogen würde er noch gehen! Allein aus Trotz.

Über dem Ufer, irgendwo im verwinkelten Straßennabyrinth der Stadt, erklang der Singsang der Nachtwächter. Leise fluchend schleppte sich der Junge zum Brückenpfeiler. Das Boot war an zwei rostigen Eisenringen im Mauerwerk vertäut. Es war fast sieben Schritt lang. So hoch, wie es im Wasser lag, hatte es wohl keine Fracht geladen. Über das Heck spannte sich in flachem Bogen eine geflochtene Schilfmatte. Eine Decke hing vor dem Eingang, als Schutz vor dem Wetter.

»Bruder Jules?« Adriens Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

Die Decke wurde zurückgeschlagen. Eine Hand winkte ihm. »Komm, Junge!« Die Stimme war kaum mehr als ein heiseres Krächzen. Lautes Husten folgte.

Adrien hatte nichts zu verlieren. In dem Verhau im Boot war es vielleicht nicht viel wärmer, aber zumindest war es dort windgeschützt.

Der Lastkahn bewegte sich sanft in der Dünung. Er lag ein wenig tiefer als der Kai. Adrien würde springen müssen. Normalerweise wäre das keine große Sache. Aber mit den tauben Füßen ... Ein paar leere Säcke und Körbe waren alles, was im offenen Kielraum lag.

Adrien fasste sich ein Herz. Beim Aufprall knickten ihm die Beine weg. Sein Knie schlug hart auf eine der Spanten im Rumpf. Er versuchte, sich wieder aufzurichten, doch seine Beine gehorchten ihm nicht mehr. Er spürte keinen Schmerz, aber als er mit der Hand über das Knie strich, fühlte er, wie warmes Blut sein Hosenbein durchtränkte.

Er war ein Bettler und Dieb, aber er hatte seinen Stolz. Der Kerl im Windschutz am Rumpf musste sehen, was geschehen war. Die Decke war noch immer einen Spalt weit zurückgeschoben. Aber er rührte sich nicht. Wartete er darauf, dass er ihn um Hilfe anflehte? Adrien hatte schon seit Jahren niemanden mehr um Hilfe gebeten. Dieses bisschen Stolz war sein einziger Besitz. Das, was ihm niemand nehmen konnte. Er würde ihn nicht aufgeben, und sollte er dafür verrecken!

Das Boot schwang sanft von der Uferbefestigung fort. Der Fremde hatte offensichtlich die Heckleine gelöst.

Adrien drückte die Arme durch und zog sich ein Stück in Richtung des Verschlags, als der Vorhang ganz zurückgeschlagen wurde. Im Dunkel sah er nur den Schattenriss des Mannes. Er ging gebeugt. Ein breitkrempiger Hut verbarg sein Gesicht. Er hatte etwas an sich, das Adrien angst und bange werden ließ.

Ohne groß Notiz von ihm zu nehmen, schlurfte der Alte an ihm vorbei und löste auch noch die Bugleine. Er stieß das Boot mit einer Stange vom Kai ab und manövrierte es in die Mitte des Stroms. Sie glitten unter dem Brückenbogen hindurch und trieben mit der Strömung nach Süden.

Adrien schob sich Zoll um Zoll dem Verschlag entgegen. Sein Stöhnen war das einzige Geräusch an Bord. Er spürte den Blick des Schiffers im Nacken. Er nahm an, dass der Mann alt war, weil er sich so schwerfällig bewegt hatte.

Die Lichter von Nantour waren im Dunkel der Nacht verschwunden, als er endlich den Verschlag erreichte. Dort stand eine eiserne Schale auf einem niedrigen Dreifuß. Ein paar Holzkohlen flackerten in ersterbender Glut. Adrien blies sie an und streckte die zitternden Hände so weit vor, dass sie fast die Kohlen berührten. Er beugte sich zurück und zog die Wolldecke vor den Eingang, um die Wärme besser im Verschlag zu halten. Der mattrote Schein der Kohlen reichte nicht, um das Dunkel aus der Bootskammer zu vertreiben. Tastend fand Adrien noch ein paar Kohlen und ein Stück Treibholz. Er blickte zweifelnd zur gewölbten Decke aus geflochtenem Schilf. Er sollte besser nicht riskieren, dass eine Flamme aus dem Feuer schlug. Mehr als ein paar Kohlen nachzulegen wäre leichtfertig.

Plötzlich wurde er sich bewusst, dass der kleine Lastkahn keine Fahrt mehr machte. Müde Schritte schlurften über Deck. Die Wolldecke wurde zurückgeschlagen, und der Schiffer kauerte sich neben ihn. Der Verschlag war unbehaglich eng. Der Alte streifte ihn. Trotz des Rauchs roch Adrien den Gestank von abgestandenem Schweiß.

»Bruder Jules hat ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn der Alte. Dann griff er nach Adriens Füßen. Die Finger des Schiffers waren eisig und hart wie alte Wurzeln. Er begann mit beiden Händen die Füße zu massieren. Zunächst spürte der Junge kaum etwas. Doch als das Blut wieder besser zirkulierte, wurde ihm bewusst, wie viel Kraft in diesen Händen steckte. Jeder Fußknochen schmerzte, so fest drückten die Finger ins Fleisch.

»Bist ein bisschen zimperlich, nicht wahr?«

Adrien sagte nichts, obwohl ihm Tränen in den Augen standen, als der Alte endlich aufhörte.

»Wohin bringst du mich?«, stieß er endlich hervor.

»Flussabwärts.«

»Wer ...«

Der Alte stand auf. »Ich hab den Kahn an den Wurzeln einer Eiche vertäut. Ich muss zurück nach vorn. Wir ha-

ben noch ein gutes Stück Weg vor uns«, schnarrte er mit heiserer Stimme. »Du findest im Sack neben dir ein paar Äpfel. Und deine Wurst. Iss und schlaf dann.« Das matte Glühen der Kohlen beleuchtete das Gesicht des Alten, als er sich kurz vorbeugte, um auf den Sack zu deuten. Und jetzt begriff Adrien, was ihm von Anfang an so unheimlich vertraut vorgekommen war. In Blei gegossene Glücksbringer schimmerten in stumpfem Grau am Hutband. Ein faltiges, fast fleischloses Gesicht blickte auf ihn herab. Das Gesicht des Bettlers, der am Stall des *Silberstricks* gekauert hatte. Das Gesicht eines Toten!

DER WILLE DER KÖNIGIN

»Verdammt, Mädchen! Ein warmer Furz von mir hat mehr Verstand, als in deinem Dickkopf steckt. Du kannst das nicht machen! Du bist die Königin!«

»Wenn es so ist, würde sich vielleicht ein warmer Furz von dir besser auf dem Thron machen.«

Sie würde nicht nachgeben, das wusste Lambi. Genauso gut könnte er auf einen Felsbrocken einreden. Er musste eine weiche Stelle finden. Einen Punkt, an dem er sie treffen könnte. Sie stand in der Tür der kleinen Hütte, die sie bewohnte. Sie war eine merkwürdige Königin. Er kannte Landarbeiter, die ein besseres Leben führten als sie. Er versuchte an ihr vorbeizusehen. Glühende Holzscheite lagen in einer Grube in der Mitte des einzigen Zimmers. Er sah Späne auf dem Boden liegen und ein Brett mit einer aufwendigen Schnitzarbeit. Sie arbeitete an einer Wiege. Er wusste das. Wie lange würde sich ein Weibsbild auf dem Thron halten, das Wiegen zimmerte? Was würden

die anderen Jarls davon halten, wenn sie es wüssten? Die Gerüchte um den Mann, der angeblich bei ihr lebte, waren schon schlimm genug.

»Mein Enkelsohn ...«, begann er und bemühte sich um einen versöhnlichen Tonfall.

»Warum gehst du davon aus, dass es ein Sohn wird? Diese Trollschamanin sagte, es würde ein Mädchen. Hast du das schon vergessen?«

Er hatte es tatsächlich vergessen. Was wussten schon Trolle! Aber er würde jetzt nicht mit ihr streiten. Er würde sich zusammenreißen! »Das Kind. Du kannst in deinem Zustand nicht einfach nach Norden gehen. Nicht jetzt.«

»Gerade jetzt«, beharrte sie. »Die Seen und Flüsse sind zugefroren. Wir werden viel schneller vorankommen.«

»Genau. Und eure Spuren im Schnee könnte selbst ein halbblinder Troll nicht übersehen. Verdammt nochmal, führ dich nicht auf wie ein bockiges Kind. Du bist die Königin! Steckt denn kein Funken Vernunft in dir?«

Kadlin lächelte ihn auf eine Art an, die ihn das Schlimmste befürchten ließ. »Du wirst mich vertreten, Lambi. Sollte ich nicht zurückkommen, dann hast du Gelegenheit, alles besser zu machen als ich. Mir wäre es nur recht. Ich habe diesen Thron nie gewollt.«

So war es mit ihrem Vater auch gewesen. Der alte Fjordländer dachte an das Krönungsfest im Trollwinter zurück. In einer jämmerlichen Scheune hatten sie Alfadas zum König ausgerufen. Aber er war Manns genug gewesen, sich zu stellen. Lambi maß Kadlin mit Blicken. Man sah ihr noch nicht an, dass sie ein Kind unter dem Herzen trug. Man sah ihr auch nicht an, dass sie Königin war. In ihrem Aufzug mit Stiefeln, lederner Hose und einem mit Lammfell gefütterten Wams sah sie aus wie eine Jägerin. Nur dass es Jägerinnen eigentlich gar nicht gab. Im Fjordland wussten Frauen, wo ihr Platz war. Nur diese eine nicht, ihre verdammte, dickköpfige Königin. Dieses Mannweib, das seinem Sohn den Kopf verdreht hatte. Björn war tot,

gefallen in den Kämpfen bei der Nachtzinne. Und nun hatte er mit dem Weib zurechtzukommen, das seinen Enkelsohn gebären würde. Und es würde ein Junge werden! Ganz gleich, was sie sagte. Das konnte er ihr ansehen. So dickköpfig wie sie war auch Svenja gewesen, bevor sie Björn gebar. Kadlins Sturheit war ein sicheres Zeichen dafür, dass sie einen Jungen bekommen würde!

Wie auch immer. Wenn er schon nicht zu ihrer Vernunft durchdrang, dann würde es ihm vielleicht gelingen, ihr Verantwortungsbewusstsein zu wecken. »Dieses Trollweib hat dir Frieden versprochen. Es war ein Geschenk dafür, dass du zu den Toten gegangen bist ...« Er stockte. Allein die Erinnerung daran jagte ihm Schauer über den Rücken. Ihr Mut stand völlig außer Frage. Es wäre nur schön, wenn außer Mut auch ein wenig Verstand da wäre. »Der Fürst der Nachtzinne wartet nur darauf, dass du ihm einen Grund lieferst, einen Krieg anzufangen. Der Kerl will Rache.«

Kadlin senkte zum ersten Mal, seit er an ihre Türe geklopft hatte, den Blick. Das war ein gutes Zeichen.

»Wir haben die Schiffe nicht verbrannt. Wir hatten keinen Anteil an ...«

»Er ist ein Troll. So denkt er nicht. Wir waren dabei, als es geschah. Wir haben es nicht verhindert. Gib ihm einen Grund, und er wird seinen glühenden Zorn in Strömen von unserem Blut kühlen.«

»Ich werde nicht mit einem Heereszug in sein Land einfallen. Wir sind wieder fort, bevor uns ein Troll gesehen hat.«

»Uns?«

»Ich werde einen Begleiter haben.« Sie sagte das in einem Tonfall, der deutlich machte, dass er auf weitere Fragen keine Antwort erwarten durfte.

Bisher waren es nur Gerüchte gewesen. Es machte ihm mehr aus, als er erwartet hätte. Sie war die Geliebte seines Sohns gewesen. Sie würde seinen Enkelsohn zur Welt bringen, und nun hatte sie einen anderen Mann in ihrer

Hütte. Er reckte sich ein wenig vor. Es war niemand zu sehen. Aber der größere Teil der Hütte war auch vor seinen Blicken verborgen.

»Muss ich auf Knien betteln, damit du zur Vernunft kommst?« Er wollte tatsächlich niederknien, doch sie hielt ihn bei den Schultern. Sie war stark.

»Lass das, Lambi! Mein Entschluss steht fest. Ich werde ihn holen gehen. Es muss vor Ende des Winters geschehen, sonst ...« Ihr stockte die Stimme.

»Er ist tot«, brach es aus ihm heraus. »Bei Luth, welchen Sinn hat das? Wem nutzt es, ihn hier zu haben?«

»Das ist eine Frage der Ehre!«

»Dass ich nicht lache! Auch wenn du dich wie eine dumme Kuh aufführst, weiß ich doch, dass du nicht so dämlich bist, das ernst zu meinen. Eine blöde Ausrede ist das! Ehre ... Drauf geschissen. Als hätte dir das je etwas bedeutet! Sag mir wenigstens den wirklichen Grund. Und komm mir nicht wieder mit so einem blöden Spruch!«

Ihre Maske der Selbstbeherrschung brach zusammen. Ihre Lippen zitterten. Einen Herzschlag lang hatte er das Gefühl, sie würde in Tränen ausbrechen. Dann beherrschte sie sich wieder. »Sie werden ihn fressen, wenn sie ihn finden.«

Er nickte. Das stimmte, sie würden es tun. »Aber sein Grab ist gut versteckt. Sie werden ihn nicht finden.«

»Kannst du mir das schwören?«

»Bei allen Göttern, ja! Ich schwöre dir, sie werden ihn da niemals ...«

Sie griff nach seiner Rechten, die er erhoben hatte, um den Eid zu bekräftigen. »Tu das nicht. Verärgere die Götter nicht. Niemand kann das wissen. Seit ich weiß, was geschehen ist ... Ich kannte ihn kaum. Vielleicht macht es die Vorstellung deshalb so unerträglich für mich. Ich schulde ihm etwas. Ich muss es tun.«

Er konnte das nur zu gut verstehen. Er hatte ihn gut gekannt. So gut, wie man ihn nur kennen konnte. Er ver-

misste ihn. »Ich werde dir helfen.« Er meinte das nicht ernst. Er musste ein wenig Zeit gewinnen. Man musste sie zur Vernunft bringen!

»Das ist gut. Ich kann Hilfe gebrauchen.« Sie trat in ihr Haus zurück. Und es war deutlich, dass er nicht eingeladen war, ihr zu folgen. »Wir reden morgen noch einmal. Zur Mittagsstunde.«

Er nickte. »Ja, das klingt vernünftig.« Aber er würde nicht reden. Worte allein würden nicht helfen, um dieses dickköpfige Mädchen, das ihre Königin war, zur Vernunft zu bringen.

DIE SCHMIEDE

Falrach duckte sich unter der Hand des Trolls weg, stolperte fast über einen Kobold, der versuchte ihn aufzuhalten, und drehte seinem Gegner den Spieß aus der Hand. Die Waffe war zwar lächerlich winzig im Kampf gegen einen Troll, aber sie war besser als blanke Fäuste.

Der Elf stach nach dem Oberschenkel eines anderen Angreifers, drehte sich weg, rammte einem verduztten Kobold das Knie gegen das Kinn und machte einen Ausfall gegen einen weiteren Troll, der vor der Spitze des kleinen Koboldspießes sogar zurückwich und einen Kameraden, der unmittelbar hinter ihm gestanden hatte, ins Straucheln brachte.

Falrach war als Schwertkämpfer kaum besser als mittelmäßig gewesen. Dieser fremde Körper gehorchte nicht seinem Willen. Er bewegte sich in tausendfach eingeübtem, tödlichem Tanz. Ihm fehlte die Gabe der Magie. Das hier war das Geschenk, das Ollowain bei seiner Geburt

erhalten hatte. Er war der geborene Krieger. Mit endlosen Übungen und eiserner Disziplin hatte er einen Körper erschaffen, dem jede Art des Tötens wohlvertraut schien.

Dieser fremde Leib war nun in seinem Element, und Falrach fühlte sich wie ein Beobachter bei dem, was geschah. Er schwang den Koboldspieß in weitem Bogen. Hinter ihm schnappte der Abzug einer Armbrust. Ein Ruck riss ihm den Spieß fast aus der Hand. Die stählerne Spitze hatte den Armbrustbolzen aus der Bahn gedrängt. Das Geschoss traf einen Kobold und nagelte ihn an die holzgetäfelte Wand des Saals.

»Gib auf!«

Die Trolle und Kobolde umringten ihn noch immer. Doch sie hielten respektvollen Abstand. Keiner schien sonderliche Lust zu haben, als Erster anzugreifen. Einer der Trollkrieger hielt Emerelle gepackt. Seine massige graue Hand umklammerte den bleichen Hals der Königin. Dicke Finger hatten sich in ihr Fleisch gegraben. »Sie stirbt, wenn du dich nicht ergibst«, sagte Dalmag, der sich halb hinter einem der Beine des Trolls versteckt hielt.

Die Worte des Kobolds waren Falrach gleichgültig. Es wäre töricht, von ihm etwas anderes als Lügen zu erwarten. Alles, was zählte, war, was er in Emerelles Blick las. Sie wollte, dass der Kampf endete. Warum?

Er ließ den Spieß fallen. Fast augenblicklich traf ihn ein Schlag im Rücken. Er ging mit. Ließ sich von der Wucht des Treffers zu Boden reißen, statt Widerstand zu leisten. Sein Rücken wurde taub. Er versuchte sich hochzustemmen, aber ein Fuß drückte ihn zu Boden. Seine Rippen knackten. Seine Brust wurde unerbittlich auf den Steinboden gequetscht. Der Troll würde ihn wie lästiges Ungeziefer zertreten.

Er versuchte den Kopf zur Seite zu drehen, um Emerelle zu sehen.

Der Druck auf seinen Rücken verstärkte sich. Er konnte nicht mehr einatmen. Die Luft stockte ihm in der Kehle und wollte nicht in seine Lungen hinabfließen.

»Lass ihn leben!«, befahl Dalmag. »Er soll sehen, was mit ihr geschieht. Morgen erwartet ihn dann die Strafe für den Mord an meinem Kameraden.«

Schmerz belagerte all seine Sinne. Er hörte die Stimme des Kobolds wie aus weiter Ferne, obwohl Dalmag nicht mehr als ein paar Schritt entfernt stehen konnte.

Der Druck auf seinen Rücken ließ nach, doch er vermochte immer noch nicht zu atmen. Man packte ihn. Hob ihn hoch. Ein Troll klemmte ihn sich unter den Arm wie ein Ferkel, das man zum Metzger trug. Seine Augen betrogen ihn. Er sah, wie man ihn zum Tor der Festhalle trug. Dann waren sie im Freien. Zur Linken lag ein zugefrorener Kanal.

Falrach blinzelte. Das Stück Erinnerung daran, wie sie den Händlerpalast verlassen hatten, fehlte.

Direkt unter ihm war plötzlich ein Koboldgesicht. Eine lange, spitze Nase über einem breiten, fast lippenlosen Mund reckte sich ihm entgegen. Gelbe Augen sahen ihn eindringlich an. Woher kam der Kleine so plötzlich?

»Der Elf, der hat eine ganz seltsame Farbe im Gesicht. Der sieht aus, als würde er ...«

Falrach lag plötzlich mit dem Rücken im Schnee. Wieder fehlte ihm ein Stück Erinnerung. Er fühlte sich seltsam leicht. In seinen Lungen brannte ein verlöschendes Feuer. Emerelles Gesicht erschien über ihm.

Sie sagte etwas, aber er hörte nicht mehr. Die ganze Welt war in unheimliche Stille versunken. Unmittelbar neben ihm stand Dalmag und verpasste ihm einen verächtlichen Fußtritt. Falrach spürte keinen Schmerz.

Emerelles Lippen berührten seinen Mund. Kühler Atem strömte in seine Kehle. Er hatte das Gefühl, als würde etwas tief in ihm aufgestoßen. Ihr Atem erstickte den Brand in seinen Lungen. Er bäumte sich auf.

Ihre Hand drückte ihn sanft zurück. Jetzt konnte er ihre Stimme hören. Sie flüsterte Worte der Macht. Angenehme Wärme strahlte von ihrer Hand aus.

»Das reicht«, sagte Dalmag. »Entweder er steht auf, oder er verreckt im Schnee. Morgen werden wir ihn ohnehin hinrichten.«

Falrach konnte wieder aus eigener Kraft atmen. Ein Troll packte Emerelle und zog sie von ihm fort. Ein anderer stellte sich breitbeinig über ihn. Mit sattem Klatschen ließ er die Keule in die offene linke Hand schlagen. Er blickte erwartungsvoll zu ihm hinab. »Du bist tapfer, kleiner Krieger. Es wird mir eine Ehre sein, dein Herz zu essen.«

Falrach atmete noch einmal tief ein. Die kalte Winterluft schien ihm gesättigt mit tausend Gerüchen. Dem Gestank der Gosse, in der er lag. Allerlei Fäkalien, verfaulendes Gemüse. Der unverwechselbare Geruch von Kohlsuppe. Gekochtes Fleisch. Er roch das ranzige Fett, mit dem der Troll seine Haut eingerieben hatte. Das schweißdunkle Leder der Riemen, die um den Griff der Keule geschlungen waren. Den schweren, leicht metallischen Geruch von frisch vergossenem Blut, den eine schwache Brise den Kanal hinab von den Schlachthöfen im Norden Feylanviks herantrug. Nasses Hanf und Leinen von Tauwerk und Segeltüchern der vielen Frachtkähne, die das Eis gefangen hielt. Den beißenden Rauch der Torffeuer in den Häusern. Tausend Geschichten vom Leben in der Stadt erzählten ihm all die Gerüche.

Der Troll über ihm hob seine Keule.

»Noch gehört dir mein Herz nicht«, stieß Falrach schwach hervor. Er presste die Handflächen auf das nasse Pflaster und stemmte sich hoch. Mühsam kam er auf die Beine. Ihm war schwindelig.

Der Troll ließ seine Waffe nicht sinken. Unschlüssig blickte er zu Dalmag.

»Lass ihn. Wenn er laufen kann, soll er die Schmiede sehen.«

Falrach war kurz versucht, sich auf den Troll zu stützen. Aber sein Stolz verbot ihm diese Geste der Schwäche. Seine Wache ließ ihn nicht aus den Augen. Ahnte der

Troll, was er gerade gedacht hatte? Der Elf streckte den Rücken durch. Stechender Schmerz war sein Lohn.

»Los!« Dalmag eilte zur Spitze des Zuges.

Eine Schar Kobolde umringte Falrach. Sie fuchtelten mit ihren Speißen unter seiner Nase herum. »Komm, Elflein. Fall um, und wir kitzeln dich ein wenig.«

»Lasst ihn!« Der Troll schob sie mit der Keule zur Seite.

Mit geflüsterten Verwünschungen wichen sie aus. Einer versuchte, Falrach mit seinem Speer in den Schenkel zu stechen. Wie ein Falke stieß die Hand des Elfen nieder. Schmerz und Erschöpfung waren verflogen. Er packte den Schaft der Waffe und drehte sie dem Kobold mit einem Ruck aus der Hand.

»Fang nicht schon wieder an«, drohte der Troll.

Falrach senkte die Speerspitze zum Boden hin und stützte sich auf die Waffe. »Nur eine Krücke«, sagte er beschwichtigend.

Sein Wächter grunzte etwas, machte aber keinen Versuch, ihm die Waffe abzunehmen.

Sie marschierten den Kanal entlang, bis sie vor sich die niedergebrannte Schmiede sahen. Die blasser Winter Sonne stand tief am Himmel. Im Westen waren dunkle Wolken aufgezo gen. Es roch nach Schnee.

Immer wieder blickte Falrach zum Kanal hinab. Er und Emerelle könnten auf dem dünnen Eis laufen. Die geschickteren unter den Kobolden wohl auch. Aber einen Troll würde das Eis nicht tragen. Wenn sie flohen, dann sollten sie es über den Kanal tun. Dort würde die Übermacht ihrer Feinde keine Bedrohung sein. Die Aussichten, auf diesem Weg zu entkommen, waren nicht schlecht. War das auch Emerelle bewusst? Hatte sie sich deshalb so bereitwillig in das Urteil gefügt? Hatte sie längst geplant, auf welchem Weg sie beide in die Freiheit entkommen konnten? Er sollte ihr vertrauen!

Entlang der Ufer des Kanals sammelten sich mehr und mehr Kobolde. Boten mussten die Nachricht vom Urteil in

die Stadt getragen haben. Betroffen sah Falrach, wie viele von ihnen verstümmelt waren.

Nur wenige Kobolde schwatzten miteinander. Die meisten standen einfach still da. Es war schwer, die Gedanken an ihren Gesichtern abzulesen. Sie wirkten verschlossen. Verbittert!

Sie wurden zwischen verkohlten Balken hindurchgeführt. Shandrals Schmiede lag mitten auf einer Brücke. Der Großteil der Wände war eingestürzt. Die Zuschauer an den Ufern konnten ohne Mühe verfolgen, was vor sich ging.

Zwei Trolle trugen zwischen langen Stangen einen eisernen Korb mit glühenden Kohlen zur Schmiede. Ein Schwert steckte darin. Falrach stockte der Atem. Er erkannte den Griff. Die geschwungene bronzene Parierstange. Den fast dreieckigen Knauf. Es war sein Schwert.

Der Elf sah zum anderen Ufer. Noch immer wuchs die Menge der Kobolde weiter an. Eine stumme, dunkle Flut. Ein Meer von Blicken. Obwohl er nichts Unrechtes getan hatte, fühlte Falrach sich schuldig. Die letzten Gespräche unter den Kobolden waren verstummt. Vereinzelte Schneeflocken trieben im Abendrot, das lange Schatten auf den Kanal warf. Das leise Knirschen des Eises war das einzige Geräusch. Dann war das Schlagen von Hämmern zu hören. Ein scharfes Kommando.

Wieder fuhren Hämmer nieder. Noch ein drittes Mal. Dann erklang ein Geräusch wie ein heiseres Seufzen. Es folgten hastige Rufe. Eis splitterte.

Darauf schien Dalmag nur gewartet zu haben. Er winkte einem Troll zu, der im Nordteil der Schmiede stand. Dort hatte das Feuer nicht alles vernichtet. Der Krieger drückte einen schweren, vom Feuer geschwärzten Hebel nieder. Etwas rumpelte unter der Brücke. Plötzlich erklang das Geräusch fallenden Wassers.

Hölzernes Räderwerk setzte sich in Bewegung. Eine schwere Kette rasselte.

Zwei Trolle packten Emerelle und führten sie zu einer

Reihe von drei großen Ambossen. Über dem mittleren erhob sich ein Hammerkopf, größer als ein Pferdeschädel.

Die Trolle zwangen Emerelle niederzuknien.

»Leg deine rechte Hand auf den Amboss!«, befahl Dalmag.

Die Elfenkönigin wirkte völlig ruhig. Sie sah kurz zum Anführer der Kobolde. Dann blickte sie zum Ufer. Inzwischen waren dort Hunderte versammelt. Selbst auf den Dächern hockten sie, um dem Schauspiel beizuwohnen.

»Ist es das, was ihr wollt? Soll ein Unrecht mit Unrecht vergolten sein? Muss erneut Blut fließen, damit euer Rachdurst gestillt ist?«

Einzelne Schneeflocken funkelten wie ein Diadem im Haar der gefallenen Königin.

Falrach packte den Spieß, den er den Kobolden entrisen hatte, fester. Er würde nicht zusehen, wie sie Emerelle demütigten.

Starke Hände legten sich auf seine Schultern.

Der Elf bäumte sich auf, aber es war unmöglich, dem eisernen Griff zu entkommen. Einen Augenblick nur hatte er über das, was sich dort abspielte, alles andere vergessen. Nur einen Herzschlag lang war er unachtsam gewesen!

»Löst den Hammer!«, befahl Dalmag.

Ein erneutes Krachen lief durch das Räderwerk. Eichenholzzapfen griffen ineinander. Der riesige Hammerkopf hob sich dem Abendhimmel entgegen.

Wie gebannt starrte Falrach auf die zierliche Hand, die auf dem schwarzen Amboss lag. Die Finger waren gespreizt.

Der Hammer sauste nieder.

Schwer dröhnte der Hammerschlag über den Kanal.

Falrach hatte die Augen zusammengekniffen. Als er sie wieder öffnete, hob sich der Hammerkopf erneut dem Himmel entgegen. Ein einzelner Bluttröpfchen löste sich von dem schwarzen Metall und fiel hinab. Er streifte Emerelles Wange und hinterließ eine dünne rote Linie auf der marmorbleichen Haut. Sie sah zum Himmel auf. Ihre Augen

waren weit aufgerissen. Kein Schmerzenslaut kam über ihre Lippen.

»Du musst ihr die Hand abtrennen«, sagte Dalmag. Sein Tonfall war sachlich, doch ein hämischer Unterton begleitete sie. »Ihre Hand wird nie mehr heilen. Wenn man sie nicht sauber abschneidet, wird die Wunde brandig. Dann ist sie in einer Woche tot.«

Falrach zwang sich, auf den Amboss zu blicken. Der Kobold hatte Recht. Keine Magie Albenmarks könnte das heilen. Er rang nach Luft.

»Wenn du es nicht tust, dann wird es niemand tun. Wir können auch einfach einen Lappen darum wickeln. Übrigens, dies ist der Ort, an dem du morgen sterben wirst. Sieh dir ihre Hand gut an. Das machen wir mit deinen Armen und Beinen.« Dalmag gab dem Troll einen Wink, der Falrach gepackt hielt. »Lass ihn los. Hast du schon einmal eine brandige Wunde gerochen? Sonst stinkt ihr Elfen ja nie. Glaubst du, auch Wundbrand wird bei euch von Wohlgerüchen begleitet?«

Der Troll setzte ihn tatsächlich ab. Falrach atmete tief durch. Er hielt den Blick fest auf das Schwert gerichtet. Feine Schneeflocken streichelten über sein Gesicht. Die Sonne war hinter den steilen Dächern der Stadt verschwunden. Die Glut der Kohlen tauchte die ausgebrannte Schmiede in unstetes, rotes Licht, das geisterhafte Schatten zwischen dem Gerippe verkohlter Dachbalken tanzen ließ.

»Denk nicht einmal daran«, sagte Dalmag hinter ihm. »Ich habe einige Armbrustschützen in der Ruine. Deine Vorführung in der Halle war sehr eindrucksvoll. Glaubst du, du wirst das auch schaffen, wenn sieben Schützen gleichzeitig auf dich schießen?«

Hätte Ollowain es geschafft? Falrach wusste ganz sicher, dass er dies nicht vermochte. Und er wagte es nicht, sich dem, was Ollowain aus diesem Körper erschaffen hatte, erneut anzuvertrauen. Nicht, wenn er bei klarem Verstand

war! Im Gerichtssaal hatte ihn sein Zorn übermannt. Jetzt hieß es, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Er trat vor den eisernen Korb. Funken stoben dem Nachthimmel entgegen, als er das Schwert langsam aus der Glut zog. Der Griff der Waffe war so heiß geworden, dass man ihn kaum halten konnte.

Er trat an die Seite der gescheiterten Königin. Mit wie viel Hoffnungen war er mit Emerelle in die Snaiwamark gereist! Er hatte geglaubt, die Liebe, die vor Jahrhunderten sein Tod beendet hatte, könne einfach wiedererstehen. Das war nicht geschehen, und nun stand er vor ihr, um ihr die Hand abzutrennen.

Schneeflocken zischten auf der glühenden Klinge.

Emerelle sah zu ihm auf. Sie nickte kaum merklich.

Falrach atmete schwer aus. Er zwang sich, auf das zu blicken, was von der Hand geblieben war, die ihn einst lieb-kost hatte. Handteller und Finger waren verschwunden.

Ein rotglühender Bogen schnitt durch die Nacht. Fleisch und Knochen leisteten der Klinge kaum Widerstand.

»Heb das Schwert hoch«, stieß Emerelle gepresst hervor.

Er gehorchte verwundert.

Die Königin erhob sich. Sie sah ihm fest in die Augen. Dunkles Blut schoss in pulsierenden Stößen aus der schrecklichen Wunde. Sie hob den Armstumpf seinem Schwert entgegen und presste die Wunde auf das glühende Metall.

Ihr Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei. Dann sank sie in seine Arme. Das Schwert entglitt seiner Hand. Zischend fiel es in den Schnee.

»Ich gratuliere dir, Elf. Du gibst einen guten Scharfrichter ab«, sagte Dalmag. »Ich bin wirklich neugierig, wie wacker du dich schlagen wirst, wenn du morgen die Seiten wechselst. Sie hat gar nicht geschrien, deine Buhle. Ist sie genauso kalt, wenn ihr euch liebt?«

Falrach angelte mit dem Fuß nach dem Schwert, das vor ihm lag.

Sofort wich Dalmag zurück. »Du denkst an die Arm-

brustschützen, tapferer Elfenritter? Wahrscheinlich würden sie euch beide treffen.«

Voller hilfloser Wut gab Falrach auf. Widerstand war zwecklos. Der Kobold hatte Recht. Jedes Aufbäumen würde ihr Schicksal nur noch schneller besiegen.

»Der Kerl ist mir wieder zu munter«, sagte Dalmag mürrisch und winkte den beiden Trollen, die den Eisenkorb getragen hatten. »Verprügelt ihn ein bisschen. Aber schlagt nicht so fest zu, dass wir morgen keinen Spaß mehr mit ihm haben. Er soll noch zappeln, wenn wir ihn auf den Amboss legen.«

DIE ANDERE

Er erwachte, weil ihm heiß war. Benommen blinzelte er. Dunkelheit umfing ihn. Da war ein matter, roter Schimmer ... Die Erinnerung war wie ein Sturz in kaltes Wasser. Emerelle. Er hatte ihren Namen auf der Zunge, und doch wollte er nicht über seine Lippen kommen. Etwas stimmte nicht!

Seine Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit. Der Schnee draußen warf das Mondlicht zurück und sandte ein blasses, geisterhaftes Licht durch das Kerkerfenster. Schwarz zeichneten sich die Eisenstangen gegen den Nachthimmel ab. Seine Hände brannten von den verzweifelten Versuchen, eine der Gitterstangen zu lösen. Wie lange mochte es bis zum Morgen dauern? Wie viele Atemzüge maß ihr Leben noch?

Wasser rann durch das vergitterte Loch. Ein dünnes Rinnsal. Neben seinem Knie hatte sich eine Pfütze auf dem lehmigen Kerkerboden gebildet.

Erneut wurde er sich der widernatürlichen Hitze bewusst. Seine Kleidung klebte schweißnass an seinem Leib. Mitten im Winter! In einer Stadt, in der es in dieser Jahreszeit so kalt werden konnte, dass die Vögel im Flug erfroren.

Er konnte Emerelle nur aus den Augenwinkeln sehen. Sie war aufgewacht und kauerte an der Wand der Zelle. Stumm wiegte sie sich. Ihre Linke umklammerte den Armstumpf dicht über der abgetrennten Hand.

Ein unstetes, rotes Licht umspielte die grässliche Wunde. Es wirkte wie ein Nebel aus feinsten Bluttröpfchen. Kein Schmerzenslaut kam über die Lippen der Königin.

Er hätte aufstehen sollen. Doch etwas hielt ihn zurück ... Ollowains Körper war ein Hohn. Nie zuvor war er Hitze und Kälte ausgeliefert gewesen. Ein einziges Wort der Macht hatte genügt, solch Unbill zu bannen.

Falrach fühlte sich schmutzig durch den Schweiß. Ein leicht säuerlicher Geruch haftete ihm an. Doch mit dem Verlust war auch Neues gekommen. Ollowain hatte andere Gaben. Noch waren sie Falrach fremd, zu verschieden waren sie von seinem früheren Leben. Er musste sich Ollowains Vergangenheit stellen, um sie zu ergründen.

Nur einer dieser besonderen Fähigkeiten war er sich bis jetzt bewusst, er spürte sie in diesem Augenblick. Eine innere Spannung, die all seine Sinne schärfte. Ollowain hatte ein geradezu animalisches Gespür für Gefahr. Einen Sinn, der dem kultivierten Elfenvolk der Normirga längst verlorengegangen war.

Er spürte es in genau diesem Augenblick. Es war Emerelle. Er sollte sie nicht ansehen. Obwohl er ahnte, dass sie gerade das wollte. Etwas geschah mit dem Stumpf. Sie stöhnte.

Es hatte schon früher Gerüchte um sie gegeben. Damals hatte er es als böswilliges Gerede abgetan. Aber jetzt ... Lag es an dem rötlichen Licht? An dem Schmerz, den sie litt? Ihr Antlitz wirkte fremd ... Schatten wogten über die

Wände des Kerkers. Formen, die nicht allein mit dem Spiel des seltsamen Lichts zu erklären waren.

Eine plötzliche Bö fegte über die Dächer der Stadt. Holzschindeln klapperten. Ein Fensterladen schlug irgendwo im Dunkel der Nacht. Und der Wind trug eine Stimme herbei. Heiser. Fremd. Laute, die eine Elfenzunge nicht einmal mit Hilfe der Magie zu formen vermochte.

Falrach hatte das beklemmende Gefühl, dass sie beide in dem winzigen Kerker nicht mehr allein waren.

Es war nicht greifbar. Eine Macht, die er mit jeder Faser seines Körpers spürte und die sich zugleich all seinen Erfahrungen entzog. War es der Albenstein? Waren sie etwa noch da? Konnte Emerelle sie rufen?

Ein Schrei brach den Bann.

Er war mit einem Satz auf den Beinen und an Emerelles Seite. Er war dazu geboren, sie zu beschützen. So war es immer schon gewesen.

Die Königin krümmte sich. Ihre Finger gruben sich tief in das helle Fleisch ihres Arms. Aus dem verbrannten Stumpf schob sich ein Knochen.

Emerelle zitterte vor Schmerz am ganzen Leib. Sie biss sich auf die Lippen. Ein dünner Faden Blut lief ihr über das Kinn. Unverwandt stierte sie auf die grässliche Verletzung.

Falrach stockte der Atem. Weitere Knochen wuchsen aus dem Stumpf hervor. Ein Geflecht von Sehnen umgab sie. Und dann schlugen Adern aus der Wunde. Wie die zarten Arme von Seeanemonen, die im Gezeitenstrom wogten, bewegten sie sich und tasteten am Knochen entlang.

Das rote Licht wurde dunkler. Fester. Muskeln formten sich aus dem Nichts. Fingernägel krochen aus dem roten Fleisch.

Falrach stand leicht über sie gebeugt. Er schirmte sie mit seinem Leib ab. So wie er es im letzten Augenblick seines früheren Lebens getan hatte. Überdeutlich sah er jede Einzelheit mit an. Hatte sich die Magie in den Jahr-

tausenden seit seinem ersten Tod so sehr gewandelt? Keine Macht, die er einst gekannt hatte, hätte ein so vollständig zerstörtes Körperteil wiederherstellen können. Wer die Gabe des Heilens besaß, vermochte Krankheiten zu bannen und schrecklichste Wunden wieder zu schließen. Doch das hier ... Das war ganz anders als die Magie, die er einmal gekannt hatte. Es war widernatürlich. Nicht im Einklang mit der Magie der Welt.

Emerelles Hand war vollständig nachgewachsen. Sie streckte die Finger und ballte sie zur Faust. Ihre Haut war glatt und makellos. Sie unterschied sich in nichts von der Haut des Armes.

Das rote Licht war verschwunden. Die Kälte der Winternacht sickerte zwischen den Gitterstäben des Kerkers hindurch und vertrieb die schwüle Hitze.

Emerelle blickte zu ihm auf. Ihre Tränen hatten silberne schimmernde Spuren auf ihre Wangen gezeichnet. Sie hob die nachgewachsene Hand und strich ihm über die Lippen, als wolle sie ihm bedeuten zu schweigen. Die Fingerspitzen waren warm.

Falrach zuckte zurück. Ein Schauer überlief ihn und fraß sich tiefer in sein Innerstes als der Atem des Winters. Diese Hand ... Rein äußerlich unterschied sie sich in nichts von der Hand, die ihm noch gestern Morgen nach dem Erwachen das Haar aus dem Gesicht gestrichen hatte. Und zugleich unterschied sie sich in allem. Würde er je wieder ihre Berührung herbeisehnen?

Sollte sein Zurückweichen Emerelle verletzt haben, so ließ sie es sich nicht anmerken. Sie erhob sich. Wie klein und zerbrechlich sie wirkte!

Eine leichte Geste mit der Linken und ein geflüstertes Wort rissen die Tür des Kerkers aus den Angeln. Mit Donnergetöse prallte sie auf die gegenüberliegende Wand.

Über ihnen erklangen erschreckte Rufe. Das Stampfen schwerer Trollfüße ließ die gewölbte Decke über ihren Häuptern erzittern.

An der Treppe, die nach oben führte, brannte eine Fackel. Ihr Licht zeichnete harte Schatten in das Gesicht der Königin.

Ein Troll, der in einer Wandnische gekauert hatte, erhob sich. Sein massiger Leib füllte den Gang und verschlang das Licht. Er wirkte benommen. Schlaftrunken.

Falrachs Hand fuhr unwillkürlich an seine Hüfte. Da war kein Schwert. Sie besaßen keine Waffe.

Der Troll schnitt eine Grimasse. In der Rechten hielt er eine Kriegskeule, die er langsam hin und her schwingen ließ. Der Gang zur Treppe war zu eng, um dieser Waffe ausweichen zu können. Sie waren ihm ausgeliefert! Auch ein Schwert hätte hier nichts ausrichten können.

Emerelle blieb ganz ruhig.

»Stell dich hinter mich«, flüsterte Falrach. Er wusste nicht, wie er den Troll aufhalten sollte. Ob Ollowain es vermocht hätte?

Emerelle stieß einen knappen Laut aus. Scharf. Schneidend. Dabei machte sie eine Bewegung, als wolle sie Wasser von ihren Händen schütteln. Ein Sirren folgte. Die weiten Ärmel ihres Mantels schossen vor wie die Fangarme eines Kraken. Der Stoff schlang sich um den gedrunghenen Hals des Trolls. Er wurde zu Boden gezerrt. Trotz des Getrampels und der Alarmrufe war das Knacken, mit dem sein Genick brach, deutlich zu hören.

»Wer durch die Macht des Grauens regiert, der wird zuletzt selbst durch das Grauen verschlungen werden.«

Mehr noch als ihre Worte erschreckte Falrach der Tonfall, in dem sie sprach. Und er ahnte, dass das, was nun kommen würde, die Schrecken der Schmiede wie einen dummen Scherz erscheinen lassen würde.

IM HAUS DER KÖNIGIN

»Mach endlich!«, zischte Lambi dem Mann mit der Axt zu.

Narvgar hielt die schwere Waffe umklammert und regte sich nicht. Bei Luth! Gab es denn nur noch Feiglinge? Er war mit Narvgar einst in der Albenmark gewesen und hatte gegen Trolle gekämpft. Aber heute Nacht schien den alten Recken aller Mut verlassen zu haben.

»Das ist das Haus der Königin«, sagte der Axträger kleinlaut.

Lambi nahm ihm die Waffe ab. Er hatte mit Bedacht nur Männer aus seinem Haushalt für dieses Unternehmen ausgesucht. Die Wachen der Königin waren abgezogen. Niemand würde sie aufhalten. Nur Answin, der Befehlshaber der Wachen, war hier. Er hatte zutiefst verstanden, dass es keinen anderen Weg gab. Sie taten das zu Kadlins eigenem Besten!

Lambi holte mit der Axt aus und ließ sie gegen die Holztür krachen. Wie Donner hallte der Schlag in der Nacht. Wahrscheinlich saß Kadlin jetzt schon aufrecht auf ihrem Strohsack.

Wieder krachte das Axtblatt auf die Tür. Ein Spalt zog sich durch das Holz. Lambi malte sich aus, wie Kadlin aufsprang und nach ihrem Schwert griff. Mit einem Seitenblick vergewisserte er sich, dass seine Schildträger bereitstanden. Sie würde wie eine in die Enge getriebene Silberlöwin kämpfen. Aber ihr durfte nichts geschehen!

Wieder sauste die Axt nieder. Ein breiter Span riss aus der Tür. Noch drei Schläge, und die Öffnung war groß genug. Lambi ließ die Axt fallen, zog sein Schwert, schob die Klinge durch die Öffnung in der Tür und drückte von unten gegen den Querbalken, der die Holztür verriegelte.

Niemand versuchte ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen. Das war merkwürdig! Er hätte nicht einfach

tatenlos zusehen, wie die Tür entriegelt wurde. Da stimmte etwas nicht! Er wich ein wenig zurück. Kadlin war ganz gewiss nicht eingeschüchtert, nur weil man nachts mit einer Axt ihre Türe einschlug. Das passte nicht zu ihr.

Lambi malte sich aus, wie sie mit schussbereitem Bogen auf der anderen Seite der Feuerstelle stand und darauf wartete, wer als Erster über ihre Schwelle trat.

»Schild!« Narvgar trat an seine Seite und reichte ihm seinen großen Rundschild. Lambi überlegte einige Herzschläge lang. Sollte er mit ihr reden? Nein, das war aussichtslos. Sie würde ihm nicht verzeihen, was er gerade getan hatte. Nicht jetzt ... In ein paar Tagen vielleicht, sobald sie begriff, dass es nur zu ihrem Besten war, wenn er sie hier in Firnstayn festhielt.

Der alte Recke duckte sich hinter den Schild. Dann trat er die entriegelte Tür auf und stürmte in die kleine Hütte, dicht gefolgt von seinen Männern. Kein Pfeil schlug in seinen Schild. Kein Schwert sauste herab. Niemand rührte sich. Lambi ließ den schweren Eichenschild sinken. Was, bei Firn, war hier los? »Licht!«

Narvgar blies die Reste der Glut in der Feuergrube an. Das schwache Leuchten schien die Dunkelheit nur noch zu betonen. Der Krieger legte Holzspäne nach.

Ungeduldig sah Lambi sich um. Neben dem Butterfass stand die kleine Wiege. Sie hatte die Arbeit vollendet. Der Anblick versetzte ihm einen Stich ins Herz. Er dachte an seinen Enkelsohn, mit dem sie nun schon auf dem Weg ins Land der Trolle war.

»Answin!«

Der stämmige Krieger trat durch die Tür. Er war so groß, dass er sich ducken musste. »Wo ist sie?«

»Das wüsste ich gern von dir! Haben deine Männer nicht das Haus der Königin bewacht? Wie kann es sein, dass sie fort ist? Was hat deine Bande verschlafener Welpen gemacht?«

»Niemand ist durch diese Tür gekommen«, sagte der hünenhafte Krieger. »Ich selbst ...«

»Worte wie Dünnschiss!« Lambi war außer sich vor Wut. Sie hatte ihm doch versprochen, dass sie am Mittag mit ihm reden würde. Und er hatte darauf vertraut, dass sie erst kurz vor Morgengrauen versuchen würde, zu fliehen. Er hätte es besser wissen müssen!

Kleine blaue Flämmchen loderten in der Feuergrube auf. Narvgar fütterte sie mit dürrer Reisig. Endlich wurde es heller.

Lambi sah sich in der Hütte um. Erbärmlich! Der einzige Gegenstand von einigem Wert war der Kupferkessel, der an einem eisernen Haken über der Feuerstelle hing. Ihr Schlafplatz bestand allein aus einem schlichten Strohsack und einer alten grauen Woldecke. Da war kaum genug Platz für zwei, dachte er erleichtert. Vielleicht war an den Gerüchten ja doch nichts dran.

Er kniete neben der Schlafstelle nieder. Hätte er seine Nase noch, hätte er wohl wie ein Hund an der Decke geschnuppert. Das war das erste Mal, dass die Verstümmelung ihn davor bewahrte, sich zum Gespött zu machen.

Seine Finger glitten über das helle Holz der Wiege. Sie hatte ein Bild von ziehenden Rentieren in das Fußende geschnitten.

»Hier, Herzog!« Answin winkte ihm. Der hochgewachsene Krieger hatte Kadlins Kleidertruhe zur Seite gezogen. Dahinter war ein Loch in die Wand aus Lehm und geflochtenen Zweigen geschnitten. Gerade groß genug, dass man sich auf dem Bauch liegend hindurchzwängen konnte.

»Lass Pferde satteln«, sagte Lambi ruhig. »Wir brauchen auch Fackeln. Sie ist nach Norden gegangen.« Große Hoffnungen, sie noch zu finden, hatte er nicht. Sie war eine erfahrene Jägerin. Sie wusste, wie man unentdeckt blieb. Hoffentlich war sie schlau genug, um die Trolle zu überlisten. Sie waren ein ganzes Volk von Jägern.

DER STEINERNE WALD

Adrien beobachtete den Alten. Er stand vorne im Boot und stakte sie mit langsamen, sicheren Bewegungen zwischen den Felsen hindurch. Nur ab und an betrachtete der Junge die Landschaft. Hätte dort vorn im Bug ein anderer Schiffer gestanden, er hätte sich sicher kaum sattsehen mögen an den himmelhohen Bergen, an deren Steiflanken sich dunkle Zedernhaine erstreckten. Die Wipfel waren weiß von Schnee, doch an den Ufern hatte der Winter noch keine Macht gewonnen. Dichtes braunes Röhricht verbarg ganze Scharen von Vögeln, wie Adrien sie noch nie zuvor gesehen hatte. Kleine blaue Sänger, die in der Morgenstunde einen unheimlichen, klagenden Ruf über den Strom hallen ließen. Wildenten mit grünrotem Gefieder, die ganz plötzlich in dichten Schwärmen aus dem toten Schilf hervorbrachen. Große weiße Vögel auf dünnen Beinen und mit stolzem Kopfputz, die würdevoll im seichten Wasser herumstakten.

Aber Adrien gestattete sich nur flüchtige Blicke auf all diese Wunder, denn er reiste mit dem Tod, und er hatte Angst, dass er, wenn er den Alten aus den Augen ließ, bald auch nicht mehr zu den Lebenden gehören würde.

Seit der Schiffer ihn im Verhau im Heck besucht hatte, hatten sie beide kein Wort mehr miteinander gewechselt. Fast zwei Tage war das her. Adrien musste inzwischen darum kämpfen, dass ihm die Augen nicht zufielen. Der Alte schien keine Müdigkeit zu kennen. Natürlich nicht! Er war jenseits aller Müdigkeit.

In der ersten Nacht hatte Adrien noch gehofft, der Wüdergänger würde im ersten Morgenlicht verschwinden. So war es in allen Geschichten, die er je über die Geschöpfe der Nacht gehört hatte. Aber der Schiffer blieb. Er hielt den Lastkahn auf Kurs. Unbeirrbar. Schweigend. Nur selten

blickte er über die Schulter zu Adrien. Seine blauen Augen schienen alterslos. Nicht ein einziges Mal zwinkerte er.

Der Junge musste gähnen. Er streckte sich und zwang sich dann, ganz gerade zu sitzen. Langsam wurde ihm bewusst, dass er in diesem Duell unterliegen würde.

»Wohin bringst du mich?« Seine Kehle war vom langen Schweigen rau. Die Worte fühlten sich fremd und sperrig an.

»Zum Steinernen Wald.« Der Schiffer blickte nicht einmal über die Schulter.

»Ist dort deine Gruft?«

Der Alte stieß seinen Stecken tief ins Wasser und lenkte das Boot an einer Klippe vorbei. Der Fluss strömte hier schneller. Die Stimme des Wassers war von einem leisen Flüstern zu einem gehetzten Raunen geworden. Es schien der weiten Berglandschaft entfliehen zu wollen. Weißer Schaum umspülte die Felsen.

»Bringst du mich in deine Gruft?«

»Du wirst allein zum Steinernen Wald hinaufsteigen.«

Adrien brauchte eine Weile, um die Worte zu erfassen. Er würde ausgesetzt werden! Hier inmitten der Wildnis. In dieser verrufenen Gegend, in die sich nicht einmal Räuber wagten. Der Steinerner Wald ... So lange er sich erinnern konnte, hatte er Geschichten von der versunkenen Stadt in den Bergen gehört. Es hieß, dort lägen unermessliche Reichtümer verborgen. König Cabezan war einst mit einem Heer in die Berge gezogen, um Säulen für seinen Palast zu holen. Aber selbst im Schutz seiner Krieger hatte er sich nicht sehr weit in die Berge gewagt. Mit nur vier kümmerlichen Säulen war er zurückgekehrt. Seine Männer aber hatten Hunderte Geschichten in die Städte Fargons getragen. Geschichten von den unheimlichen Stimmen der Berge. Von Lichtern, die um die höchsten Säulen tanzten. Von einem gläsernen Tal und Geistern.

»Ich kann da nicht hingehen«, sagte er leise. »Niemand geht dahin.«

»Dann werde ich dich ertränken«, entgegnete der Schiffer so beiläufig, wie man eine lästige Fliege erschlug. Und Adrien hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass er es ernst meinte.

BURG ELFENLICHT

Skanga nahm seine Aura in sich auf. Die fließenden Farben der Angst.

»Er ist unverletzt«, flüsterte Birga ihr ins Ohr.

Die alte Schamanin seufzte. Das sah sie auch. Obwohl sie blind war. Blind für all das, was sich dem Auge aufdrängte, um die Wahrheit zu verschleiern. Wie viel klarer waren da die magischen Auren! »Wie viele?«

»Wir haben siebzehn Köpfe gezählt. Siebzehn, die noch ...«

Skanga las Scham und Schrecken in ihm. Sie kannte Madra nicht, aber um zu den Leibwachen eines Rudelführers zu gehören, musste er seinen Mut in vielen Kämpfen unter Beweis gestellt haben.

»Hast du meiner Herrin einen der Köpfe mitgebracht?«

Die Farben von Madras Aura gerieten durcheinander. Sie verwirbelten zu einem schmutzigen Grün.

»Ich stelle die Fragen«, zischte Skanga verärgert. Der Kerl war schon aufgewühlt genug! »Wie lange ist es her?«

»Drei Tage. Ein Lutin hat mich ...«

Sie hob den Kopf, und der tote Blick ihrer weißen Augäpfel ließ ihn verstummen. Ihr war schon klar, dass ihn ein Lutin gebracht hatte. Man musste das Netz der goldenen Pfade betreten, um in nur drei Tagen von Feylanviek bis nach Burg Elfenlicht zu gelangen.

»Wie starben sie?«

»Jeder auf eine andere Art. Die meisten ... Viele waren zerrissen, als habe ein großes Raubtier sie angefallen. Aber es war ... anders. Grausamer.«

Skanga versuchte sich den Stadtpalast vorzustellen. Die Toten ... Einen Anblick, der einen Troll erschütterte. Wen hatten diese dämlichen Welpen eingefangen, um ihn zu quälen? Welche zwei Elfen hatten solche Macht? Hatte Noroelle vielleicht einen Weg gefunden, aus ihrer Verbannung zu entfliehen? Die Hofmagierin hatte einen Bastard geboren und war verbannt worden. War sie in der Einsamkeit wahnsinnig geworden? Und der Krieger an ihrer Seite, der Elf mit dem langen, blonden Haar, war das Farodin? Wer vermochte in wenigen Augenblicken einen Rudelführer und seine Leibwache niederzumetzeln?

Skanga erhob sich. Ihre Gelenke krachten. Wohlvertrauter Schmerz durchbohrte ihr die Knie und den Rücken. Sie sollte ein wenig auf und ab gehen. Das half beim Grübeln. Manchmal.

»Komm her, Madra!« Sie stützte sich auf den Arm des Kriegers. »Gharub hat die Elfe also dafür verurteilt, dass sie ihm Zeit gestohlen hat.«

»Ja.«

Die Schamanin roch die Angst des Kriegers. Er schien sich sicher, dass sie ihn bestrafen würde, sobald sie mit ihm fertig war. »Diese Anklage hat sich ein Kobold ausgedacht, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und der wurde auch getötet?«

»Ja.«

Skanga musste an sich halten. Geschwätzigkeit war ihr zuwider, aber Madra übertrieb es mit seiner Wortkargheit. Sie überlegte, ob sie nach Feylanviek reisen sollte, um sich ein besseres Bild machen zu können. Selbst wenn die Kbolde schon alles gesäubert hatten, hinterließen so blutige und grausige Ereignisse eine Spur in der Aura des

Palastes. Zumindest für eine kurze Zeit. »Was geschah mit den Toten?«

»Ich habe Gharubs halbe Leber gegessen und einen Mund voll von seinem Herzen. Er war ein großer Krieger ...«

Skanga zwackte Madra in den Arm, um ihn wieder zum Schweigen zu bringen. Sie wusste nur zu gut, was mit Helden geschah. »Und die Übrigen? Habt ihr die in den Fluss geworfen? Es gibt doch einen Fluss bei Feylanviek, oder?«

»Sie sind verbrannt.«

Natürlich. Ein Trollkrieger, der etwas auf sich hielt, würde sich lieber eine Hand abschneiden, als von der Leber eines Kämpfers zu essen, der in seiner Aufgabe versagt hatte. Die Ehre, verspeist zu werden, blieb allein Helden vorbehalten.

Grübelnd schlurfte Skanga vor sich hin, ohne auf den Weg zu achten. König Gilmarak saß noch nicht lange genug auf dem Thron von Albenmark, um sich dort sicher zu fühlen. Und er war viel zu jung, um ein guter Herrscher zu sein. Sie bemühte sich, ihn zu führen, aber sie konnte nicht Tag und Nacht an seiner Seite verbringen. Leider hörte er nur allzu oft auf andere Berater, vor allem auf diesen verfluchten Lutin Elija Glops. Gharub hatte nun also erlebt, wozu es führte, wenn man sich allzu sehr diesen verblendeten Kobolden anvertraute. Seine spät gewonnenen Einsichten würde er nicht mehr weitergeben können.

Skanga spielte gedankenverloren mit dem Albenstein, der halb verborgen zwischen all den anderen Amuletten von ihrem Hals hing. Sie dachte an ihre alte Lehrerin Mahta Naht. Mahta hatte Freude daran gehabt, sie zu quälen. Aber sie war klug gewesen. *Der Weg zur Macht ist lang und beschwerlich, aber er ist ein Spaziergang im Vergleich zu dem Weg, der vor dir liegt, wenn du einmal gewonnene Macht behalten willst. Darum überlege dir gut, nach wie viel Macht du strebst.*

Diese Worte waren Skanga seit dem Sieg über Emerelle oft durch den Kopf gegangen. Burg Elfenlicht war umringt

von Hunderten Zelten. Es sah aus, als würde die stolze Elfenfestung belagert. Und so war es auch fast. Wahre Heerscharen von Bittstellern und Schleimern hatten sich eingefunden. Manche warteten wochenlang auf eine Audienz bei Gilmarak.

Die meisten von ihnen glaubten, dass sie den jungen König überlisten könnten, weil er fast noch ein Kind und obendrein nur ein dummer Troll war. Der Lutin Elija Glops hatte Gilmarak bei diesem endlosen Gerede im Thronsaal oft guten Rat gegeben. Aber der verdammte Lutin war zu klug, als dass man ihm tief vertrauen könnte. Skanga hasste es, hier zu sein. Sie hatte sich den Sieg über die Elfen anders vorgestellt.

Wenn sie ehrlich war, hatte sie sich kaum Gedanken darüber gemacht, was geschehen würde, wenn Emerelle von ihrem Thron vertrieben war. Ihr ganzes Denken hatte nur um den Kampf gegen die Königin und die Heere ihrer Verbündeten gekreist. Auf das, was danach kam, war sie völlig unvorbereitet gewesen! Schon allein diese Burg! Es hatte Jahre gedauert, die von den Elfen besetzten Höhlenfestungen der Snaiwamark wieder wohnlich zu machen. Mit dieser Burg würde das wohl niemals gelingen.

Die alte Trollschamanin lauschte auf das Rauschen des Wassers. Man hörte es fast überall in der Burg. Es gab Dutzende Brunnen. Und dann dieser Thronsaal ... Kein Troll, der halbwegs bei Verstand war, käme auf die Idee, sich eine Höhle zu suchen, in der Wasser an allen Wänden hinabließ, und die obendrein keine Decke hatte! Es war unbegreiflich, was in den Köpfen von Elfen vor sich ging! Sie führten sich auf, als seien ihre Urahnen Biber gewesen.

Und dann die Silberschale bei dem Thron. Es hieß, Emerelle habe ganze Tage damit verbracht, in sie hineinzustarren. Diese Burg war an sich schon verrückt. Aber sich diesem Ding anzuvertrauen, das war der blanke Wahnsinn! Im ganzen Thronsaal konnte sie die bössartige Aura der Schale spüren. Sie war von dunkler Magie durchdrun-

gen. Schlimmer noch. Etwas Lebendiges war an ihr. Ein bösartiger Geist. Skanga hatte so etwas noch nie gefühlt. Musste man blind sein, um so deutlich zu erkennen, womit man es zu tun hatte? Sie hatte mit niemandem darüber geredet. Auch mit Birga nicht. Ihre einfältige Schülerin hielt die Silberschale für harmlos. Sie erzählte, dass Vögel aus dem Park herbeigeflogen kamen, um in der Schale zu baden.

Blendwerk! Die Schale tat harmlos. Am besten sollte man sie in den Schlund eines der Vulkane in der Snaiwamark werfen. Das war die einzige Art, mit solchen Werken dunkler, undurchsichtiger Magie umzugehen! Ein einziges Mal hatte sie den Fehler gemacht, in die Silberschale zu blicken. Dass sie blind war, hatte sie nicht geschützt. In aller Deutlichkeit hatte die verwunschene Schale ihr gezeigt, wie sie sterben würde. Skanga wusste nicht, wann ihr Schicksal sie ereilte. Aber sie wusste, dass sie ein langsamer, schmerzvoller Tod ohne Würde erwartete. Sie würde zuletzt darum betteln, nicht mehr leben zu müssen.

Nur einen kurzen Augenblick hatte sie in die Schale geblickt, aber sie hatte das Gefühl gehabt, die Ereignisse von vielen Tagen Herzschlag für Herzschlag miterlebt zu haben. Das Gesehene verfolgte sie in ihren Träumen. Sie war nicht ängstlich ... Aber dieser eine Blick in die Silberschale hatte ihr Leben verändert. Erst jetzt hatte sie tief begriffen, welche Gnade es war, nicht um seinen Tod zu wissen. Von nun an würde ein Schatten auf ihrem Leben liegen.

»Skanga?« Birga zupfte an ihrem Gewand. Diese kleine Schlampe wusste genau, dass sie es nicht mochte, von ihr berührt zu werden.

»Was!«

»Madra ist immer noch da. Soll er gehen? Du scheinst sehr tief in Gedanken. Willst du allein sein?«

Diese geheuchelte Unterwürfigkeit. Sie hasste das! »Hab ich euch entlassen?«

»Nein. Ich dachte nur ...«

»Hab ich dir erlaubt, zu denken?«, blaffte Skanga. »Du tust nur, was ich dir sage. Das ist alles, was ich von dir erwarte.«

Birga sagte nichts mehr. Es war still bis auf das Rauschen des Wassers. Skanga sah sich Madra an. Etwas an seiner Aura war eigenartig. Ihr fehlte etwas ... Aber sie konnte nicht genauer benennen, was es war.

Ein Pulk schnatternder Kobolde kam aus dem Thronsaal. Als sie sie bemerkten, verstummten die kleinen Nichtsnutze. Mit hastigen, trippelnden Schritten huschten sie vorüber.

Skanga umschloss den Albenstein mit der Faust. Seine Magie linderte die Schmerzen in ihrer gichtverkrüppelten Hand. Sie musste ihre Gedanken ordnen! Feylanviek! Wer waren die beiden Elfen gewesen? War die Tat nur ein Racheakt an einem tyrannischen Kobold und einem dummen Troll? Oder war es der Beginn von etwas Größerem? Planten die Elfen eine Revolte? Dass Emerelle einfach aufgegeben hatte, hatte die meisten ihrer Fürsten überrascht. Noch war es nicht zu Aufständen gekommen. Aber man durfte dieser verdammten Elfenbrut nicht trauen. Sie sollte sich selbst ein Bild davon machen, was in Feylanviek geschehen war. Außerdem war es ein guter Vorwand, diese verfluchte Elfenburg zu verlassen.

»Sind alle Leichen der Trolle fortgeschafft worden?«

»Ja, Skanga.«

»Es gab auch tote Kobolde, nicht wahr? Du hast nichts darüber berichtet.«

»Es sind ja nur Kobolde. Keine Krieger ...«

»Wie viele waren es?«, drängte sie. Deutlich spiegelte sich die Anspannung in seiner Aura. Zweifel überfielen ihn. Er befürchtete, etwas falsch gemacht zu haben.

»Ich weiß es nicht.«

»Haben die Kobolde sauber gemacht?«

Er räusperte sich. »Ich war nicht so lange dort. Es wäre

viel Arbeit. Und es ist noch nicht entschieden, wer die neuen Anführer sein werden.«

Das war doch was, dachte Skanga. Die Geschichte jenes Abends war mit Blut geschrieben worden. Wenn es noch niemand aufgewischt hatte, könnte sie daran ablesen, was genau geschehen war. Vielleicht könnte sie auch herausfinden, wer die beiden Elfen gewesen waren. Sie hatte einen Verdacht. Zugleich hoffte sie aus tiefstem Herzen, dass sie sich irrte. Siebzehn tote Trolle. Und nur zwei Elfen! Der einzige Elfenkrieger, dem sie so etwas zugetraut hätte, war tot. Zumindest behauptete das Elijah Glops. Wenn der intrigante kleine Lutin gelogen hatte, dann hätte sie einen Grund, dem Mistkerl den Hals umzudrehen. Allein das war schon die Reise nach Feylanviek wert.

EIN WEG FÜR NARREN

Falrach blies warmen Atem auf seine gefalteten Hände. Die Kälte würde ihn töten, wenn sie noch lange anhielt. Nein, das stimmte nicht ganz ... Die Kälte und sein Stolz. Ein Wort von ihm würde genügen, und Emerelle würde ihn mit einem Zauber vor dem bitteren Frost beschützen. Sie ging nur wenige Schritte vor ihm. Doch ihre Gestalt war kaum mehr als ein Schatten im dichten Schneetreiben.

Wieder blies sich Falrach auf die Hände. Wie hatte es Ollowain geschafft, in diesem Körper so lange zu überleben? Die Elfen aus dem Volk der Normirga lernten schon als Kinder jene Worte der Macht, welche die Kälte bannen. Sie konnten in leichten Seidengewändern auf ihren Eisseglern über die weiten Ebenen Carandamons dahinjagen, ohne dass der beißende Frost ihnen in die Glieder

schnitt. Nur Ollowain nicht ... Er war ganz ohne Magie geboren. Das war überaus selten unter Elfen. Ein einziger Elf in einem Jahrhundert mochte mit diesem Makel gestraft sein. Falrach fluchte. Und ausgerechnet in so einem Leib war sein Bewusstsein wiedererwacht.

Sein Blick streifte die dunklen Flecken auf den Ärmeln seines dick gefütterten Mantels. Sie waren gnädigerweise fast ganz unter festgebackenem Schnee verborgen. Ollowain hatte eine andere Gabe ... Die Erinnerung an ihren Besuch im Gerichtssaal mochte nicht vergehen, so sehr er sich auch bemühte, diese Bilder aus seinen Gedanken zu bannen. Der mächtige Bidehänder, den er unter dem Waffenschmuck in der Eingangshalle des Koboldpalastes gefunden hatte, drückte schwer auf seinen Rücken. Es war ihm ganz so erschienen, als habe die Waffe ihn in dem Augenblick erwählt, da er sie sah. Ältere, tiefere Erinnerungen an ein vergangenes Jahrtausend hatten ihn beim Anblick des großen Schwertes mit der geschwungenen Klinge durchdrungen. Erinnerungen an mächtige Schwingen, Feueratem und kalte Angst. Solche Waffen waren einst für jene Tapfersten der Tapferen geschmiedet worden, die es wagten, sich den Drachen zu stellen. Auch er hatte einmal so ein Schwert besessen. Aber seines war nicht so schwer gewesen ... Alles wurde schlechter, dachte er. Plötzlich musste er schmunzeln. Er führte sich auf wie ein griesgrämiger, alter Kobold. Er sollte mehr wie früher sein. Das hier war nicht mehr die Welt, aus welcher der Tod ihn gerissen hatte. Es lag nicht in seiner Macht, dies zu ändern. Er sollte den Fährnissen des Schicksals mit einem trotzigem Lächeln begegnen! Ob er sich veränderte oder nicht, es war seine Wahl.

Er atmete schwer aus. Wieder standen ihm die Bilder des Kampfes vor Augen. So etwas würde er nie wieder tun!

Emerelle war stehen geblieben und er so tief in Gedanken, dass er sie fast angerempelt hätte. Verwundert sah er sich um. Weit reichte sein Blick nicht. Er konnte kei-

nen besonderen Grund ausmachen, warum sie angehalten hatte. Sie waren irgendwo südlich von Feylanviek, wo flache Hügel sich wie sanfte Meeresbrandung bis zum Horizont hinzogen. Für ihn gab es keinerlei Orientierungspunkte. Ein Hügel sah aus wie der andere. Insbesondere da sie alle unter Schnee begraben lagen.

Emerelle kniete nieder und zeichnete eine verschlungene Linie in das Weiß. »Wir stehen auf einem niederen Albenstern. Nur vier Pfade kreuzen sich hier. Das muss genügen.«

Eine Kälte, die tief aus seinem Inneren kam, erfasste Falrach. »Nur vier Albenpfade«, sagte er müde. Ihm war klar, dass sie nach dem, was in Feylanviek geschehen war, fliehen mussten. Aber warum hier? Es hatte einen Albenstern inmitten der Stadt gegeben. Einen sicheren Stern!

Emerelle blickte zu ihm auf und wartete auf seine Frage. Sie war so schön. So unglaublich schön. Die Jahrhunderte hatten ihr ebenso wenig etwas anzuhaben vermocht wie der schneidende Wind und das Schneetreiben. War eine Marmorstatue so lange den Elementen ausgesetzt, dann wurden ihre Züge weicher. Wind und Zeit schliffen harte Kanten rund. Bei Emerelle war das Gegenteil geschehen. Ihre Züge wirkten einprägsamer. Härter. Und doch war nichts von dem verschwunden, was ihn einst so sehr angezogen hatte. Noch immer konnte er sich in den Tiefen ihrer hellbraunen Augen verlieren. Sie wirkten unschuldig. Ihre Farbe erinnerte an das Fell eines Rehkitzes. Die gefallene Königin war zart, ja von zierlicher Gestalt. Das Haar trug sie offen. Es fiel in Wellen auf den weißen Umhang, der ihre Schultern bedeckte. Wer sie von Ferne sah, mochte sich in ihr täuschen ... Stand man ihr jedoch von Angesicht zu Angesicht gegenüber, dann spürte man jene Kraft, vor der einst sogar Drachen zurückgeschreckt waren. Sie war ungebrochen. Auch wenn sie ihre Krone verloren hatte.

»Warum nehmen wir diesen Weg?«

»Weil uns hier nur Narren folgen werden.«

Er rang sich ein Lächeln ab, obwohl ihm nicht danach zumute war. »Sind wir mehr als Narren, wenn wir versuchen, durch diesen Albenstern zu gehen?«

Auch um ihre Lippen spielte ein flüchtiges Lächeln. Doch ihre Augen blieben hart. »Wir werden es wissen, wenn wir unseren Weg gegangen sind. Nach einer Weile ...«

Es war zum Verzweifeln mit ihr! Das war dasselbe Verhalten wie in Feylanvie! War ihr denn ganz gleich, was mit ihnen geschah? Musste sie das Schicksal herausfordern? War das alles, was das Leben ihr noch zu bieten hatte? Einen niederen Albenstern zu durchqueren, war ein unnötiges Risiko. Ein winziger Fehler mochte sie auf ihrer Reise durch das goldene Netz mehr als Hunderte von Meilen von hier fortführen. Und es bestand zudem die Gefahr, dass sie weit in der Zeit voranschritten. Ein Jahr, ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert ... Oft dauerte es eine Weile, bis man wusste, wie groß der Schaden war. Albensterne, an denen sich sieben Wege kreuzten, waren sicher. Je weniger Wege es wurden, desto größer war die Gefahr, sich zu verlieren. Jeder Fehler war unumkehrbar. Zeitsprünge führten stets nur in die Zukunft. Es gab keinen Weg mehr zurück.

»Vertrau mir.« Emerelle griff nach seiner Hand. »Ich bringe uns in Sicherheit. Nicht in Gefahr.«

»Und Feylanvie? Warum?«

»Ich musste wissen, ob sie es wirklich tun.«

Falrach sah auf die Hand, die ihn hielt. Die Hand, die ihr neu gewachsen war, obwohl dies gegen die Gesetze der Magie war. Kein Zauber konnte ein verlorenes Glied neu erschaffen. Nicht aus Fleisch und Blut.

»Ekelst du dich vor mir?« Emerelle zog ihre Hand zurück.

»Du hast dich so sehr verändert ...« Nein, es war kein Ekel, den er empfand. Sie machte ihm Angst. Und zugleich war er ihr verfallen. »Dieses Blutbad ... Früher hättest du nicht ...«

»Ich musste ganz sicher wissen, dass sie die Strafe voll-

ziehen.« Sie senkte den Blick. »Ich hätte Shandral bestrafen müssen. Das versäumt zu haben, ist unverzeihlich. Ich hatte es verdient ...«

»Aber warum diese Morde? Wenn du allein Dalmag getötet hättest. Oder auch noch diesen Trollfürsten. Aber alle!«

»Sie alle waren dabei, als Unrecht gesprochen wurde. Und keiner hat gegen das Urteil Beschwerde erhoben. So haben sie selbst den Stab über sich gebrochen. Doch das war nicht ausschlaggebend für ihren Tod. Unter den Kobolden waren sieben, die gar nicht anwesend waren, als über uns verhandelt wurde. Sie hatten Pech. Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort.« Sie sagte all das ohne eine Spur des Bedauerns, aber auch ohne Zorn.

»Wir sind doch nicht besser als Dalmag und Gharub, wenn wir ...«

»Darum geht es nicht, Falrach. Sie haben entschieden, den Schrecken zum Mittel ihrer Herrschaft zu machen. Dieser Schrecken musste auf sie zurückfallen.«

»Aber es hätte doch völlig genügt, Dalmag und Gharub zu bestrafen. Warum all die anderen?«

»Weil es so eine bessere Geschichte ist.«

Er sah sie fassungslos an. »Eine Geschichte?«

»Ja. Siebzehn tote Trolle und zweiundvierzig Kobolde. Davon wird man noch im entferntesten Winkel Albenmarks hören. Und genau deshalb musste es geschehen. All die Unterdrückten werden wieder hoffen können, denn sie wissen nun, dass der Schrecken auf die Tyrannen zurückfallen kann. Was glaubst du, wie viele Städte es gibt, in denen nun Kobolde und Trolle herrschen? Hundert? Zweihundert? Auch ich kann es dir nicht sagen. Und glaubst du, Shandral war der Einzige seiner Art? Es gab noch ein halbes Dutzend anderer gewissenloser Schurken. Was glaubst du, wie viele Kobolde noch eine Rechnung mit ihren alten Elfenfürsten zu begleichen haben? Einige halten sich an das Gesetz. Andere herrschen wie Dalmag und Gharub. Ihnen wird die Geschichte über das Massaker in

Feylanviek zu denken geben. Hätte ich nur Dalmag und Gharub getötet, dann würden all die anderen Tyrannen glauben, die beiden seien leichtfertig gewesen. Schlimmer noch, die Geschichte würde sich nicht mal verbreiten. So aber wissen alle Tyrannen, dass sie nicht einmal inmitten ihrer Leibwachen sicher sind. Ihr einziger Schutz besteht darin, gerechte Herrscher zu sein. Was vor drei Tagen geschah, wird künftig Hunderte Leben retten.«

Falrach vermochte sich der Logik dieser Worte nicht zu entziehen. Er war ein Spieler gewesen. Kühles Kalkül hatte ihm unzählige Siege eingebracht. Er war stets auch ein guter Rechner gewesen. Am Spieltisch! Wirkliche Leben hatte er noch nie gegeneinander aufgerechnet. »So also denken Königinnen«, sagte er schließlich.

»Früher hattest du eine romantische Ader. Ist sie dir völlig abhandengekommen, Falrach? Fahrende Ritter denken so. Sie bekämpfen das Böse, wo sie ihm begegnen.«

»Und sieben Kobolde, die nicht einmal anwesend waren, als wir verurteilt wurden? Was war ihr Verbrechen?«

Emerelle schüttelte ärgerlich den Kopf. »Du bist zu kleinlich.«

»Und du bist nicht mehr die fahrende Ritterin, die ich einmal kannte. Früher hättest du dir die Mühe gemacht, besser zu unterscheiden.«

Sie sah ihn auf eine Art an, die in ihm die Frage aufkeimen ließ, wie viel sein Leben wohl wert war, wenn er ihr widersprach.

»Gerade hast du wie Ollowain gesprochen«, sagte sie nach langem Schweigen. »Ich glaube, du bist auch nicht mehr der Falrach, den ich einmal kannte. Er hätte die Logik des Schreckens verstanden.«

»Etwas zu verstehen und etwas gutzuheißen, ist nicht dasselbe.«

»Haarspaltereien! Du weißt, dass ich Recht habe!«

Was er wusste, war, dass es sinnlos wäre, noch weiter mit ihr darüber zu reden. Vielleicht brauchte man diese

Halsstarrigkeit, um herrschen zu können. Die Gabe, unbeeindruckt von sich und der Richtigkeit der eigenen Entscheidungen überzeugt zu sein. »Sind wir Narren, diesen Weg zu wählen?« Er deutete auf das Zeichen am Boden, das der stetig fallende Schnee bereits zu verwischen begann.

»Sehe ich aus wie eine Närrin?«

Ihre Worte wurden von einem Lächeln begleitet, für das Falrach ihr bis in eine Drachenhöhle gefolgt wäre. Er war ein Narr, daran konnte es keinen Zweifel geben. Ein beliebter Narr, der einem Traum hinterherlief, der vor mehr als tausend Jahren gestorben war.

»Was in Feylanvik geschah, wird sehr bald auch in Burg Elfenlicht bekannt sein. Die Trolle werden ihre besten Krieger, Fährtensucher und Schamanen schicken, um die Mörder von Gharub zu stellen. Tote Kobolde sind ihnen egal. Aber der Mord an einem Rudelführer wie Gharub stellt ihre Herrschaft infrage, wenn er ungesühnt bleibt. Sie werden große Anstrengungen unternehmen, um uns zu finden.«

Falrach konnte die Begeisterung nicht nachvollziehen, mit der Emerelle sprach. Er hätte sehr gut darauf verzichten können, ein Rudel von Kopfgeldjägern auf seinen Fersen zu haben.

»Sie werden Schwierigkeiten haben, unserer Spur im hohen Schnee zu folgen«, fuhr Emerelle fort. »Und sie werden davon ausgehen, dass wir durch einen der beiden großen Albensterne geflohen sind. Entweder durch den in Feylanvik oder den anderen, der nahe der Stadt liegt. Und sollten sie uns doch auf die Spur kommen und hierherfinden, dann werden ihre Schamanen zögern, uns auf diesem Weg zu folgen. Wie gesagt, nur Narren durchschreiten einen niederen Albenstern.«

»Warum sind wir keine Narren, wenn wir diesen Weg beschreiten?«

Emerelle holte einen kleinen, unscheinbaren Anhänger unter ihrem Gewand vor. Einen grauen Stein mit unre-

gelmäßiger Oberfläche. Dünne Linien waren darin eingekerbt. Falrach hatte den Eindruck, dass rote Glut in ihm gefangen war. Manchmal schien sie durch ihn hindurchzuschimmern. Ein Albenstein! Jedes der großen Völker hatte von den Alben einen solchen Stein zum Geschenk erhalten, bevor sie die Welt verließen. Auch wenn er sich kaum von einem Stück Bruchstein am Wegesrand unterschied, barg er doch gewaltige magische Macht. Es hieß, man könne Zauber weben, die ganz Albenmark verändern mochten, wenn eine Kundige wie Emerelle mehrere solche Steine besaß.

Jetzt war Falrach klar, wie sie es vollbracht hatte, ihre Hand nachwachsen zu lassen. Mit Hilfe dieses Steins hätte sie wahrscheinlich ganz Feylanviek zerstören können.

»Wir werden nicht in Gefahr sein, wenn wir durch diesen Albenstein schreiten.« Emerelle legte ihre Linke flach auf den Schnee. Mit der Rechten hielt sie den Albenstein umfasst. Ihre Lippen formten uralte, befehlende Worte. Ein Faden blauen Lichts brach aus dem Schnee. Wie eine Schlange wiegte er sich vor und zurück. Ein smaragdgrüner Faden folgte. Sie woben sich tanzend umeinander. Eine rote und eine gelbe Lichtschlange folgten. Sie wölbten sich hoch empor zu einem Bogen, den ein Reiter hätte passieren können, ohne auch nur den Kopf neigen zu müssen. Als der Torbogen aus Licht vollendet war, verblasste der Blick auf die Landschaft dahinter. Stattdessen sah man einen leuchtend goldenen Weg, der durch die Finsternis führte.

»Komm!« Emerelle streckte ihm die Hand entgegen. Es war ihre Linke. Nicht jene neue, die durch die Macht des Albensteins gewachsen war.

Falrach nahm ihre Hand. Sie fühlte sich angenehm warm an. Sein Herz war voller Zweifel, aber dennoch folgte er ihr. Wohin brachte sie ihn?

Sie waren erst wenige Schritte gegangen, als sich vor ihnen auf dem Pfad ein neues Tor auftat. Gleißend helles Licht brannte sich in Falrachs Augen.

AUSGESETZT

Adrien schreckte auf und brauchte einen Augenblick, um sich zu erinnern, wo er war. Ein klagender Ruf hatte ihn geweckt. Er war in dem Verhau des Lastkahns eingeschlafen. Und das Boot bewegte sich nicht mehr.

Hastig schlug er die Wolldecke zurück. Nebel lag über dem Fluss. Der Kahn war an einem felsigen Uferstreifen vertäut. Wieder zog der lange, klagende Ruf über das Wasser. Es war der Ruf des Eisvogels. Der Schiffer war gestern recht gesprächig gewesen für einen Toten. Er hatte von den Tieren am Fluss erzählt und vom Steinernen Wald. Aber Adrien vertraute ihm immer noch nicht. Auf der ganzen Reise hatte er den Alten weder schlafen noch essen oder trinken sehen. Und der Bettler vor der Scheune des *Silberstricks* war tot gewesen. Daran gab es keinen Zweifel.

Adrien wusste nicht, was für ein Geschöpf der Schiffer war. Nur eines konnte er mit Bestimmtheit sagen: Ein lebender Mensch war er nicht. Allerdings musste er einräumen, dass ihm der Schiffer bisher kein Leid zugefügt hatte. Ganz im Gegenteil. Er hatte ihm zu essen und einen warmen Platz gegeben, und so, wie die Dinge standen, hatte er wohl auch dafür gesorgt, dass Adriens Füße nicht erfroren waren.

Der Alte stand am Bug wie eine Statue. Reglos blickte er in den Nebel, der über dem Wasser trieb.

Adrien wagte es nicht, ihn zu stören. Er war sich sicher, dass der Schiffer gehört hatte, wie er die Wolldecke zurückgeschlagen hatte. Würde der Alte reden wollen, hätte er schon etwas gesagt.

Adrien streckte die Glieder. Sein Rücken schmerzte. Warum der Schiffer wohl keinen Strohsack in seinem Verschlag hatte? Eigentlich war das klar. Wenn man nie schlief, brauchte man solche Bequemlichkeiten nicht.

Der Junge blies die Kohlen in der Feuerschale an und kramte in dem Sack mit den Äpfeln. Es wäre schön, mal etwas anderes zu essen. Die Äpfel waren der einzige Proviant an Bord. Und die Würmer in den Äpfeln. Weiß der Henker, woher die Äpfel kamen oder wie lange sie schon in dem Sack lagen. Jedenfalls hatte sich niemand die Mühe gemacht, sie mit Bienenwachs einzureiben, um sie haltbarer zu machen. Oder auch nur die fauligen herauszusuchen. Es waren noch drei Äpfel übrig, die man ohne allzu großen Ekel essen konnte.

Adrien legte sie in einer Reihe neben die Feuerschale. Sie alle hatten braune Stellen, aber wenigstens waren keine Schimmelflecken darauf.

Eine der Planken knarrte. Der Junge blickte auf und erschrak bis ins Herz. Der Schiffer stand fast unmittelbar vor ihm. Wie hatte er so lautlos durch das Boot gehen können? »Deine Reise endet hier.«

Adrien wich ein Stück zurück, bis er die Schilfmatte des Verschlags im Rücken spürte und es kein Entkommen mehr gab. Wenn er wenigstens ein Messer hätte! Er hob die Fäuste. Er würde sich wehren, auch wenn es aussichtslos war.

Der Schiffer deutete über den Nebel hinweg zu einem nahen Berg. »Geh in diese Richtung und wenn du die weite Treppe findest, folge ihr, so gut du kannst. Sie wird dich zu Bruder Jules führen. Der Weg ist weit, und du solltest Jules besser vor Einbruch der Dunkelheit erreichen.« Der Alte trat zurück und kniete sich in der Mitte des Bootes nieder. Dort machte er sich an einer eisenbeschlagenen Kiste zu schaffen, die unter der Ruderbank gestanden hatte. Drei Schlösser musste er öffnen, um den Deckel zu heben.

Adrien sah ihm zu. Hier inmitten der Wildnis ausgesetzt zu sein, kam einem Todesurteil nahe. Wieder dachte er an die Geschichten über den Steinernen Wald. Wie sollte er bestehen, wo ein König mit einem ganzen Heer gescheitert war?

Der Alte zog ein Paar neuer Stiefel aus der Kiste und warf sie zu ihm herüber. »Die hat Jules für dich besorgt. Du solltest die Lappen um die Füße wickeln, sonst werden sie voller blutiger Blasen sein, bevor du auch nur den halben Weg geschafft hast. Nimm das Hemd dort hinten und zerreiß es.«

Adrien hob einen der Stiefel auf. Ehrfürchtig strich er über das polierte Leder. Die Stiefel waren neu. Sie wiesen nicht die kleinste Schramme auf. Man konnte noch den Leim riechen, den der Schuster verwendet hatte. Nie zuvor hatte er etwas besessen, das so kostbar wie diese Stiefel gewesen wäre.

Ohne auf den Ratschlag des Alten zu hören, rollte er die schmutzigen Hosenbeine auf, damit sie das Innenfutter nicht besudelten, und streifte die Stiefel über. Sie waren ein klein wenig zu weit. Aber wenn er sich Lumpen um die Füße wickelte, würden sie passen wie angegossen. Langsam fühlte er sich wie der Held eines Märchens. Das alles war ganz anders als das Leben, das er bisher gekannt hatte. Er stellte sich vor, dass er jeden Augenblick in einer Gasse in Nantour erwachen würde, den letzten Zipfel seiner Wurst in der Hand. Und alles war nur ein Traum.

»Du wirst das hier brauchen.« Der Schiffer holte aus einer Segeltuchrolle im Bug einen kurzen Speer mit breitem Stichblatt hervor. »Eine Saufeder. Hilft nicht nur gegen wilde Schweine.« Zum ersten Mal, seit sie einander begegnet waren, lächelte der Schiffer. Und Adrien überkamen Zweifel, ob er sich beim *Silberstrick* nicht doch geirrt hatte. Hatte er zu flüchtig hingesehen?

»Danke«, sagte er verlegen. Dann kauerte er sich ins Boot und zog die Stiefel wieder aus. Er nahm das Hemd. Wie der Alte es ihm geraten hatte, riss er es in Streifen. Sorgfältig wickelte er seine Füße ein.

Der Schiffer sah ihm schweigend dabei zu. Als Adrien fertig war, drückte ihm sein seltsamer Gefährte die Saufeder in die Hand. Die Waffe war schwer und kopflastig.

Adrien hatte einmal ein Messer besessen. Aber so etwas hier ... Was erwartete ihn in den Bergen?

Das Stichblatt des Speers war sorgfältig eingefettet. Kein Rost zeigte sich auf dem Stahl, kein Stäubchen auf dem geölten Schaft. Der Junge blickte in den Nebel, der in weiten Bänken über dem Ufer lag. Der Lastkahn und sein Schiffer kamen ihm plötzlich wohlvertraut vor.

»Was ist da in den Bergen?«

Der Schiffer zuckte nur mit den Achseln. »Wer weiß das schon?« Er griff unter seinen Umhang und hielt Adrien eine angebissene Wurst hin. »Du wirst Hunger bekommen ...« Wieder lächelte er. »Keine Sorge, ich hab nicht abgebissen.«

Adrien schämte sich plötzlich wegen der Art, wie er sich aufgeführt hatte. »Danke«, murmelte er verlegen.

Der Alte klopfte ihm auf die Schulter. »Geh jetzt!« Seine Stimme klang wieder hart und schnarrend.

Adrien stieg aus dem Lastkahn und watete durch das flache Wasser zum Ufer. Die Stiefel waren von hervorragender Qualität. Kein Tropfen Wasser drang an seine Füße.

Der Alte holte die Leine ein und stakte sein Boot zur Mitte des Flusses hin. Bald war er nur noch ein Schemen im Nebel. »Achte auf die Löwen, Junge! Und hüte dich vor den Wölfen!«

Adrien schob die Wurst hinter das Seil, mit dem er seine zerlumpte Hose zusammengebunden hatte. So konnte er die Saufeder mit beiden Händen fassen. Argwöhnisch sah er sich um. Noch war er allein. Vorsichtig, jedes unnötige Geräusch meidend, schlich er über den Uferstreifen.

Knochenbleiches Treibholz markierte die Hochwassermarken des Flusses. Dort begann das Dickicht. Adrien schob die Zweige mit dem Speer auseinander. Hier war es unmöglich, sich noch lautlos zu bewegen. Wenn etwas auf Beute lauerte, dann hatte es ihn nun gehört.

Er drückte sich um einen hausgroßen, grauen Felsen herum. Verwaschene Rußspuren zogen sich über den Stein.

Adrien blickte zu Boden. Hier war einmal eine Feuerstelle gewesen. Er erkannte den Steinkreis eines Lagerfeuers, halb unter Dornenranken verborgen. Holzkohlestückchen lagen im Geröll. Nur ein paar Schritt weiter fand er die nächste Feuerstelle. Dann noch eine. Bald hatte er mehr als ein Dutzend gefunden. In einer Felsmulde fand er einen einzelnen Eisenring aus einem Kettenhemd. Rost wucherte wie roter Schorf auf dem Metall und hatte die Mulde, in der der Ring lag, rot gefärbt.

Adrien hob den Ring auf und rieb ihn zwischen den Fingern. Das Metall unter dem Rost war fast schwarz. Die Zeit hatte es spröde werden lassen. Er legte den Ring zurück. Wie lange hatte er wohl in der Felsmulde gelegen ... Fünf Jahre? Zehn? Ein halbes Jahrhundert? Hier hatte also einmal eine Schar Bewaffneter gelagert. War es Cabezan mit seinem Heer gewesen? In den Geschichten, die Adrien kannte, war nicht die Rede davon, wie er in die Berge gelangt war. War er hier mit einer Flotte von Flussschiffen vor Anker gegangen? War dies der Ort, den er einst fluchtartig verlassen hatte?

Adriens Atem ging stockend. Er musste sich beherrschen! Es ging schon wieder los. Er hatte einfach zu viel Vorstellungskraft. Was immer geschehen war, es war eine Ewigkeit her. Wahrscheinlich hatten die Krieger hier zu einer Zeit gelagert, in der er noch nicht einmal geboren gewesen war. Jetzt gab es hier keine Gefahr mehr, redete er sich ein.

Mit einem klammen Gefühl strich er weiter durch das Dickicht. Bald erhoben sich erste Bäume über das Buschwerk, Birken und einzelne Pappeln. Dann folgten Eichen und Buchen. Leichter Wind strich über die kahlen Bäume hinweg. Der Nebel lichtete sich und zog in ausgefransten Bändern zwischen den dunklen Stämmen dahin. Es roch nach fauligem Laub und nasser Rinde.

Adrien verharrte. Da war ein fremder Laut! Er lauschte. Leise raschelten die Äste über ihm. Das Rauschen des Windes in den Bäumen klang beruhigend. Hatte er sich

vielleicht getäuscht? Zögerlich ging er weiter. Das Laubpolster schluckte das Geräusch seiner Schritte. Da war es wieder! Ein leises Klirren irgendwo links vor ihm.

Was sollte er tun? Nicht darauf achten und weitergehen? War es klug, etwas Unbekanntes in seinem Rücken zu wissen? Wäre er in der Stadt und versuchte, ein Haus für einen Diebstahl auszuspähen, würde er ein solches Risiko nicht eingehen.

Adrien hielt den Atem an und lauschte. Das Geräusch kam mit dem Wind. Vorsichtig schlich er von Baum zu Baum. Etwas Helles, das aus dem welken Laub ragte, erweckte seine Aufmerksamkeit. Er kniete nieder. Ein Knochen. Er sah aus wie eine Rippe. Bissspuren deuteten auf Aasfresser hin. Sicher ein verendetes Tier! Die Wälder waren voller Tiere. Da musste es auch Knochen geben.

Und wo war der Rest des Kadavers?, meldete sich eine leise Stimme tief in ihm. Eine Stimme, die er nicht hören wollte! Irgendwelche Aasfresser hatten den Kadaver auseinandergerissen. Deshalb lagen die Knochen überall verteilt.

Die Rippe ist groß, raunte der Zweifler in ihm. Wildschweine sind auch groß! Er warf den Knochen fort. Was sollte hier schon sein!

Er hatte das Gefühl, dass es kälter geworden war. Der Wind war abgeflaut. Der Nebel wurde wieder dichter. Er war sich nicht mehr sicher, ob er noch in die Richtung ging, die ihm der Schiffer gezeigt hatte. Das fehlte gerade noch! Sich in einem Wald verlaufen, in dem es Wölfe und Löwen gab.

»Mach so weiter, dann werden deine Rippen demnächst hier im Laub vermodern.« Seine eigene Stimme zu hören, machte ihm ein wenig Mut. Er würde nicht länger herumtrödeln, sondern die Treppe suchen, von der der Schiffer gesprochen hatte.

Leise summte er ein Lied. Nur um sich nicht so allein zu fühlen. Man könnte es nicht weit hören. Die sanfte Brise war ganz eingeschlafen. Der Nebel wogte träge zwi-

